

Ш 941м/п
В 661

Viktor Blysnéz



Klingende
Spinnweben

Viktor
Blysnez

Klingende Spinnweben



Der Kinderbuchverlag Berlin

Aus dem Ukrainischen von Traute und Günther Stein
Originaltitel: Звук паутинки

*Ich widme diese Erzählung den
Grashüpfern und den Maikäfern, dem
leisen Regen und dem verschlammten
Fließchen – den größten Wundern, die
wir als Kinder entdecken.*

Der Verfasser

Das silberne Männlein

Kling. . .

Ling. . .

Bum!

Ich lag in finstere Finsternis gehüllt und hörte es herumtollen. Es lebte schon lange in unserem Haus, vielleicht hinterm Ofen, aber vielleicht auch unter der Bank, wo, zu einem Knäuel zusammengerollt, die schwarze Hexe schläft. Vor der Hexe hatte es überhaupt keine Angst und schlief oft auf ihren puschelweichen Pfoten. Aber am frühen Morgen, wenn alle aus dem Haus und die Fensterläden geschlossen waren, kam es mich besuchen. Es setzte sich auf das Kopfende meines Bettes und machte mit seinen kleinen silbernen Hufeisen Musik.

Kling. . .

Ling. . .

Bum!

Jetzt saß es in der Ecke neben dem Geschirrspind. Dort steht der schwarze Zuber mit Wasser, ist es feucht und dunkel, aber ich sah das Männlein. Dünn wie ein Halm ist es, dieses wunderliche Männlein. Es leuchtet bläulich. Flink und wendig ist es, du kannst es nicht verfolgen. Husch, husch – so hüpfte es auf dem Fußboden umher und schwirrt wie ein Glühwürmchen durch die dunkle Stube. Seine Flügel sind hauchdünn und durchsichtig wie bei einem Grashüpfer, und wenn es sie schwingt, rascheln und knistern sie leise: tris – tris – tris. . .

Morgens ist das Männlein lustig; wahrscheinlich hat es gut geschlafen, einige Weizenkörner geknabbert (ich habe sie ihm auf die Bank gestreut) und vergnügt sich nun nach Herzenslust – hüpfte auf einem Bein umher. Hüpfte und klappert mit den kleinen Hufen: Kling! Hüpfte und steppt: Kling! Dabei lauscht es selber, wie gut ihm das silberne Klingen gelingt.

Jetzt flatterte es vom Fußboden auf die Bank und hüpfte zu mir. Schau nur, schau! Bald neckte es mich und sprang – hops, hops – auf mich zu, bald sprang es – hops, hops – wieder zurück. Dabei schnalzte es mit der Zunge, als wollte es sagen: Rammel, rammel – ich hab keinen Bammel!

Aha, dachte ich, du wirst leichtsinnig. Jetzt fange ich dich!

Vorsichtig streckte ich ein Bein unter der Bettdecke hervor. Aber kaum hingen die Füße über der Bettkante, da überlief mich eine Gänsehaut, am ganzen Körper, sogar bis zur Brust, die ganz warm war. Ich erstarrte, wartete, bis sich die Füße an das Kribbeln der Gänsehaut gewöhnten. Dann legte ich mich auf den Bauch und ließ mich auf den Fußboden gleiten. Die Decke rutschte, ich rutschte, hing irgendwo in der Luft, hing über einem schwarzen Abgrund. Mich pikte es am Ellbogen. »Au!« Ich ließ die Bettdecke los, fiel, berührte plötzlich etwas Kaltes, und das war, wie ich merkte, der Fußboden.

Ich war kein bißchen erschrocken, nein, hatte einfach gedacht, ich wäre in eine tiefe Grube gefallen, und nun zitterten mir die Knie. Eine Weile blieb ich stehen und sah mich um, wohin ich gehen solle. Hier unten war es ganz dunkel, und mir kroch die Kälte den Rücken hinauf. Umkehren? Das Bett stand neben mir, ich brauchte nur hineinzuschlüpfen und mich unter die Decke zu kuscheln. Das hast du dir so gedacht – und dieser kleine Kobold? Er beobachtet dich aus einer Ecke und lacht sich eins. He, warum lachst du? Denkst du, ich fürchte mich? Spring nur, ich werde dich an der Ru packen, dann wirst du schon sehen! (Weißt du überhaupt, was eine Ru ist? Oder eine Ri? Oder eine Ra? Du weißt es nicht? Da haben wir's! Das ist bei so einem Wichtigtuer, wie du einer bist, die Rute!)

Rings um mich war es dunkel, ich streckte die Hände vor (wie wenn ich Blindkuh spiele) und schlich auf Zehenspitzen in die Ecke. An mir rauschte etwas vorüber, und ich versuchte, die Finsternis mit meinen Blicken zu durchdringen. Wo ist er, der kleine Strolch?

Plumps! Vor die Füße hopste mir das schlaue Männlein, von dem man nur einen silbernen Schatten sah. Ich haschte mit den Händen danach – weg war es! Wohin war es entwischt? Ich tastete den Fußboden ab, fühlte etwas klebrig Feuchtes, wie Teig. Sieh nur – eine Mondscheibe. Sie wankte ganz sacht und strahlte einen matten Glanz aus; darauf sprang etwas herum und polterte mit den Absätzen: Bums! Bum!

Pssst! Da ist es!



Ich grapschte mit der Hand – rums! – nach der schimmernden Scheibe, und unter meiner Hand plätscherte Wasser. Die verzinkte Schüssel mit Wasser!

Nun fiel es mir ein: Es hatte bei uns in der Stube durchgeregnet. Zuerst bildete sich an der Decke ein gelblicher, regenbogenfarbener Fleck, als hätte einer eine verzerrte, etwas schmutzige Sonne angemalt. Dann verzerrte sich die Sonne noch mehr, tränkte sich mit Wasser, und es tropften rotbraune, mit Lehm vermischte Tränen auf den Fußboden. Die Tropfen – platsch! – schlugen mit voller Wucht auf den gestampften Lehmboden, wuschen kleine Krater aus, und bald war er ebenso runzlig wie auf Bildern der Mond – voller Löcher und Gruben.

Herrlich war das! Ich lief durchs Haus, betrachtete die kleinen Gruben, auf denen Blasen platzten, und Mutter sagte: »Oje, so ein Jammer! Eine Sintflut! Was soll nur werden?« Sie holte den Trog und stellte auch die Schüssel unter.

Ohne Grund war Mutter so verängstigt, es geschah nichts Schreckliches. Im Gegenteil, in unserer Kate erklang nun Musik; der alte hölzerne Trog spielte auf seine Weise, und die verzinkte Schüssel, die wir im Dorfladen gekauft hatten, spielte auf ihre Weise. Klingeling! läutete die Schüssel, und das klang, wie wenn Hämmerchen gegen glasklare Eiszapfen schlagen. Der Trog aber sagte kurz und dumpf: Bum!

So musizierten sie fein aufeinander abgestimmt, und in der Stube erklang kristallene Tropfenmusik:

Kling . . .

Ling . . .

Bum!

Ich hatte schon vergessen, weshalb ich hier, neben dem Geschirrspind, stand; ich horchte, wie die Tropfen an der Decke schwollen, sich lösten, durch die Finsternis zischten und mit melodischem Klingen zersprangen.

Man mußte lange warten, bis das Wasser in der Schüssel gluckste, und ich trieb den Tropfen an: »Nun fall schon, fall schneller!« Ich stellte mir vor, wie an der Decke eine dralle Glasperle hing, wie sie sich vollsaugte, rundete und auf einmal . . .

Auf einmal – patsch!

Ich zuckte zusammen und begriff zuerst nicht, was das war. Ein Tropfen, und er war mir genau auf die Nase geplatzt, hatte mir Tau in die Augen gespritzt. Ich hatte den kalten Tau noch nicht aus den Augen gewischt, da wippte etwas vor mir, da raschelten Flügel und schwebte ein blauer Funke auf das Geschirrspind, sogar aufs obere Brett. Das silberne Männlein! Es war vor mir geflüchtet.

Geflüchtet war es, und im selben Augenblick wurde es in der Ecke dunkel. Die Wasserbank und der Zuber wirkten auf einmal wie mit Fell bewachsen. »Hatschi!« nieste die schwarze Hexe. Sie fing an sich zu bewegen.

Abhauen! durchfuhr es mich.

Als ich zum Bett zurücklief, strömte Kälte hinter mir her und war mir die Finsternis auf den Fersen, als wollte jemand hineinbeißen. Hals über Kopf schwang ich mich ins Bett und zog die Decke über mich. Na, hat's mich gebissen? Still lachte ich in mich hinein.

Ich lag und lachte, weil ich so geschickt geflüchtet war; in meinem Kopf rumorte es, als hämmerten darin Schmiede. Man konnte sich nicht daran satt hören, wie die fröhlichen kleinen Schmiede nacheinander auf den Amboß schlugen, und man konnte sie sogar sehen, die feuerroten kleinen Schmiede, aber dazu war ich jetzt nicht aufgelegt. Ich stemmte die Bettdecke hoch, so daß überm Kopf ein hübsches Zelt entstand; verstohlen lugte ich daraus hervor. Was für ein seltsames Schauspiel in der Stube zu sehen war!

Sonnenkino!

Mutter denkt, ich schlafe morgens noch, und schließt deshalb die Fensterläden. Soll sie's nur tun – so ist es schöner.

In dem einen Fensterladen ist nämlich ein kleines Astloch, müßt ihr wissen. Der Ast war wahrscheinlich getrocknet und herausgefallen.

Durch dieses Astloch fiel nun ein langes Strahlenbündel in die Stube.

Das ist mein Kino.

Seht nur, was vorgeführt wird!

Finsternis. Nur ein schmaler Streifen flimmerte, verlief schräg vom Fenster zum Ofen. Hinter diesem Streifen war es still und schwarz.

Da – das Dunkel wurde lebendig, kam in Bewegung. Als hätte sie jemand aufgewirbelt, stieβten winzige Fusseln empor. Sie traten aus dem Dunkel und wurden im Licht golden, rosig-flaumig. Sacht schwebten die Fusseln, eine hinter der anderen, bald stiegen sie auf, bald sanken sie oder verschwanden ganz.

Ich hatte nie gewuβt, daβ in unserer Kate so viele kleine Geschöpfe leben. Lacht nicht, seht lieber genau hin – sie leben! Schaut nur: Es sind unzählige, aber keins drängt sich, niemand versperrt den Weg oder behindert die anderen. Das sind nämlich keine gewöhnlichen Fusselmädchen, das sind Kirschstäubchen.

Ja, ja – Kirschstäubchen.

Wenn die Gärten blühen, wenn die Pappeln ihren weißen Flockenschmuck tragen, als wären sie mit Watte beklebt, und wenn vor der Kate die gelben Sonnen des Löwenzahns leuchten, dann leben die Kirschstäubchen im Garten, im Freien. Sie sitzen in den schalenförmigen Blütenkelchen, ganz weiβe Bällchen. Der Wind schaukelt sie, die Sonne wärmt sie, die Bienen füttern sie mit Honig. Verblühen die Kirsch-



bäume, fällt der Flaum von den Pappeln und öffnet Mutter das Fenster, so verziehen sich die Stäubchen traurig in die Stube.

Manchmal erwachst du am Morgen, und überall – auf dem Fensterbrett, auf Wasserbank und Fußboden – weißer Flaum, weiße Blütenblättchen, gelber Staub. Auf diesen Neuschnee setzen sich die zierlichen, kalten Kirschstaubmädchen, bewegen sich ganz sacht, verteilen sich hierhin und dorthin.

Bis zum nächsten Frühling verstecken sich die Stäubchen in dunklen Winkeln. Denn sie sind so klein, sie kann der Regen niederschlagen, der Wind verwehen, das Mückenvolk vernichten.

Lange Zeit verhalten sie sich still. Sie sehnen sich nach der Sonne, nach den Veilchen, nach der Kirschblüte. Erst wenn in die Stube wieder ein warmer Sonnenstrahl fällt, kommen sie ans Licht und fangen ihre Spiele an.

Sehr gut, wie höflich und manierlich sie sich benehmen. Einträchtig kommen die lebendigen winzigen Bäuschchen langsam aus dem Dunkel. Immer mehr finden sich auf der Lichtung ein. Jedes Stäubchen sucht seine Freundinnen auf, verbeugt sich tief und fragt: »Wie hast du geschlafen, Kirschschwester?«

Von der Sonne angestrahlt, funkeln sie wie Sternchen, ziehen einher, nicht zu zählen. Sie tanzen.

Hört ihr? Kling – ling – bum! So musizieren die Wassertropfen.

Im Fallen spannen die Tropfen die Saiten, die Stäubchen berühren sie, und in der Kate erklingt kristallene Musik.

Die Kirschstäubchen schweben, flimmern und kreisen im Licht. Ein Tanz kleiner Prinzessinnen!

Doch plötzlich – was ist das? Als frische der Wind auf, packe die Stäubchen und fege sie hinweg, schwirren sie nach allen Seiten in die stillen Winkel.

Aha, jemand hat sie erschreckt!

Um das finstere Kap herum segelt eine schwarze Feder. Geräuschlos nähert sie sich dem Licht. Wieso eine Feder, denke ich, das ist doch das reinste Piratenschiff. Der Bug schlangenförmig geschwungen, zwei Reihen Ruder, und an Oberdeck steht der Räuberkapitän namens

Zahnbrech und ruft seinen Banditen zu: »Ergreift die Stäubchenschwestern! Her mit ihnen!«

Ungestüm geht das Schiff auf Raubkurs, die Piraten wühlen mit den Rudern das Wasser auf, schlagen die Unglücklichen auf die Köpfe, ziehen sie an den Haaren.

»Was tut ihr?« rief ich unter der Bettdecke hervor. »Schert euch fort, das sind doch Mädchen! Sonst stehe ich gleich auf!«

Ich stand auf, kniete mich hin, die Bettdecke über den Schultern, und dann schrie ich die Piraten aber an. In der Stube war es dunkel, und sie fuhren mit ihrem Schiff weiter, zum Fenster, und verjagten die armen Stäubchenmädchen.

Kling! Etwas schepperte, und ich sah einen bläulichen Funken von oben auf die Feder, auf das Räuberschiff, herabstoßen und es ins Dunkel versenken.

Großartig! Das ist mein Männlein! Das silberne Männlein!

Vor Freude sprang ich im Bett umher.

Aber da glaubte ich etwas zu hören. Auf dem Fußboden raschelte, knisterte, knirschte etwas. Sogar leises Getrappel und Geklingel hörte ich und begriff: Sie fechten! Das Männlein hat die Piraten auf Grund gesetzt, und jetzt umzingeln sie ihn, meinen Freund, und fallen mit ihren Säbeln über ihn her.

Laß dich nicht unterkriegen! Ich komme!

Ich wollte schon aus dem Bett springen und ihm zu Hilfe eilen, da besann ich mich: Es ist dunkel, vielleicht trete ich auf irgend etwas. Mir fiel ein: In der Nähe steht eine Bank. Tastend hastete ich dorthin und schwang mich aufs Fensterbrett. Dann öffnete ich die Luftklappe und stieß mit der Faust den Fensterladen auf.

Grelles Licht schlug mir entgegen.

Als hätte mir jemand Sand in die Augen geworfen. Ich hielt die Hände vors Gesicht, stand wie geblendet, dann sah ich auf den Fußboden.

Dort war nichts mehr.

Weder die Piraten noch mein Männlein. Auch die Kirschstäublein konnte ich nirgends entdecken.

Alles in der Stube war wieder friedlich. Der alte zahnlose Ofen hielt

wie immer das schwarze Maul aufgesperrt. An der Wand stand die Wasserbank auf ihren vier Pfoten, als hätte man zu ihr gesagt: Keinen Mucks! Wie Soldaten ausgerichtet, reihten sich im Geschirrschrank hinter der Glasscheibe die Gläser, Karaffen und Flaschen.

Ein schlaues Völkchen! Schau nur, sie haben sich versteckt und verhalten sich fein still, als hätte niemand etwas gesehen.

Ich verzichtete darauf, sie nach der Rauferei zu fragen. Zwecklos. Kein Wort würden sie verraten. Sie haben ihre Geheimnisse. Aber ich weiß auch so, daß die Piraten, die Kirschstäubchen und das geflügelte Männlein auseinanderstoben, kaum daß ich den Fensterladen geöffnet hatte. Sie lassen sich nicht gern von Menschen ansehen. Sie sind zwar klein, aber sehr stolz.

Davongelaufen waren meine unsichtbaren Gefährten. Die Kate sah wie jede andere aus. Voll Wasser waren der Trog und die Schüssel, auch auf den gestampften Lehmfußboden war Wasser gelaufen, und bis zum Ofen zogen sich nasse dunkelbraune Flecke. Kein erfreulicher Anblick. Ich steckte den Zeigefinger in das Astloch und riß krachend den Fensterladen zu.

Aufs neue war ich im Reich der Finsternis.

Im Bett dachte ich: Woher mag er nur gekommen sein, dieser tapfere kleine Mann? Vielleicht aus Tropfen geboren. Raupen, Schmetterlinge, Grashüpfer, Hirschkäfer – alle kommen aus Larven oder Puppen, die mit Watte gefüllt sind, auf die Welt. Aber das silberne Männlein ist wahrscheinlich aus einem fallenden Tropfen geboren. Der Tropfen ist – pitsch – zerplatzt, und im selben Augenblick ist er herausgesprungen, hat das Wasser abgeschüttelt und sich unter der Wasserbank versteckt. Dort hat er sich getrocknet, die Flügel ausgebreitet, und als er hörte, wie das Wasser von der Decke tropfte, ist er sogleich munter geworden, zwischen den Tropfen umhergesprungen und geschwirrt, um sie zu fangen, und hat mit den kleinen Hufen geklimpert. So winzig ist er und fürchtet sich vor nichts – weder vor der Dunkelheit noch vor Spinnen oder der schwarzen Hexe. Heiße – mit voller Wucht stürzte er sich jetzt auf die Piraten. Ehe ich mich besonnen, hochgerappelt und unter dem Kissen hervorgelugt hatte, schwang er den funkelnden Säbel und enternte – vorwärts! – das Schiff.

Wie er wohl heißen mag?

»He, Männlein, wie heißt du?« rief ich dorthin, wo der Wasserzuber stand und sich ein Schatten bewegte.

Schweigen. Kein Mucks.

Bum! sagte plötzlich ein Tropfen.

Aha! frohlockte ich. Jetzt weiß ich, du heißt Bum, und wo ist deine Bumsine, wo sind die kleinen Bumserchen? Wo ist Großvater Bumsylo und Großmutter Bumsjutschka? Na, sag schon!

Er blieb stumm, hielt sogar den Atem an.

Ich wollte Bum sehr gern in die Hand nehmen, ihn ansehen, anhauchen, seine Flügel streicheln. Ihn vielleicht auch in eine Schachtel setzen. Ach, das lieber nicht! Dann würde er sterben. Vertrocknen würde er... Ich überlegte: Wenn mich die augenlose Nacht in ihre Höhlen mitnähme, Steine vor den Ausgang wälzte und mich für immer dort einsperrte – wie wäre das? Was würde ich dann mutterseelenallein anfangen, unter der Erde, wo Finsternis, Kälte und die Fledermäuse sind? Wie würde ich da weinen, gegen die Wände rennen und wie ein Blinder umherirren – schrecklich!

Und der Schmetterling, den ich einmal in eine Schachtel gesetzt habe? Er hatte gelbweiße Flügel und auf den Beinchen und den Fühlern goldenen Staub. Er war so zapplig, so drollig, lange hatte er mich kreuz und quer durch den Garten laufen lassen, bis ich ihn gefangen hatte. Dann wehrte er sich, wollte nicht in die Schachtel krabbeln, raschelte darin und bettelte: Laß mich frei! Ich ließ ihn nicht frei. Ich versteckte die Schachtel im Ofen und – vergaß ihn. Erst als im Herbst die Blätter welkten, erinnerte ich mich wieder an ihn. Ich rannte hin. Aber was sah ich? Vertrocknete Hüllen, Mulm, Asche. In der Schachtel eingesperrt, war der Ärmste umgekommen.

Wozu ein Lebewesen töten? Hörst du, Bum?

Tummele dich nach Herzenslust in unserer Kate! Lauf und spring, wohin du willst. Ich tue dir nichts. Niemals.

Auf der Wasserbank liegen Krümel und steht ein Schälchen Milch für dich – iß und trink! Hörst du, Bumslein?

Die schwarze Hexe

Ich bin schon groß und weiß, daß man mit der schwarzen Hexe die Kinder schreckt.

Wenn du dich manchmal im Bett herumwirfst und nicht schläfst, wird die Mutter böse und sagt: »Gleich rufe ich die schwarze Hexe!« Dann löscht sie das Licht und geht in die Küche. Aber du liegst im Bett, und dich gruselt's; du kringelst dich wie eine Schnecke, ziehst die Beine bis an die Brust, ziehst den Kopf ein und steckst die Nase zwischen die Knie.

Ganz zusammengerollt liegst du und gibst keinen Mucks von dir. Alles in dir ist erstarrt, schrumpft zusammen, nur die Ohren wachsen. Wie Kletten wachsen sie, horchen in die Finsternis, nehmen das leiseste Geraschel wahr. Oh, es geht los! Das ist sie! Dort, unter der Wasserbank, in der finstersten Ecke, schnauft die schwarze Hexe, faucht, daß sogar ein Luftzug durch die Stube weht. Ich ziehe mir das Kissen über den Kopf und murmele laut etwas vor mich hin, um die Böse zu übertönen. Aber falsch gedacht. Etwas kratzt, etwas pustet an meinem Kopfkissen. Ich kann nicht feststellen, ob die Hexe faucht oder ob nur meine Nase beim Ausatmen so säuselt.



Nein, sie schlurft umher!

Ich mache die Augen zu und drücke die Lider ganz fest zusammen, bis sie weh tun und es rot flimmert. Trotzdem sehe ich: Sie steht auf, die zottige, graubraune Hexe. Sie faucht, schüttelt sich und – hopp! – auf die Wasserbank. Ach was, Wasserbank – das ist keine Bank, das ist eine alte dürrfellige Wölfin. Traps-taps, traps-taps schlurft sie, trapst auf mein Bett zu, und auf ihr reitet die Hexe.

Dann schreit nicht! Habt keine Angst! Ruft nicht die Mama!

Wißt ihr, was man machen muß?

Bum, zu mir! muß man sagen und aus dem Bett springen. Ja, das ist gruselig, aber Bum ist bei euch, ihr seid der Kommandeur, und hinter euch steht, die Säbel blankgezogen, Reiterei. Drauf und dran, reitet Attacke! Ballt die Fäuste, beißt die Zähne zusammen, ihr seid doch Männer! Brust raus, Schulter voran, und hinein in die Finsternis!

Dreht euch nicht um! Geht drauflos und sagt zu Bum: Mir nach, Bum! Sie gehen zurück, sie flüchten! Schon seid ihr mit Bum in der Ecke. Habt keine Angst, streckt die Hände aus und befühlt die Bank. Wahrhaftig, glatt und hart ist die hölzerne Bank und steht ganz ruhig an ihrem Platz. Nirgendwohin ist sie gelaufen, es kam euch nur so vor. Dann greift unter die Bank. Da ist die Wand, der Fußboden und weiter nichts. Eine Hexe? Was für eine Hexe? Habt ihr etwa geglaubt, es gibt die schwarze Hexe – so ein altes zottiges faules Weib, so eine verschlafene Trantute, die den ganzen Tag in Baumstümpfen schläft und nachts zu den Menschen in die Häuser kommt?

Glaubt das nicht! Es gibt keine schwarze Fauchhexe. Die haben die Erwachsenen nur erfunden, um den Kindern bange zu machen.

Früher war ich ängstlich und wagte nicht den Fuß über die Schwelle zu setzen. Ich durchstöberte in der Stube alle Ecken und kroch unter die Wasserbank, unter den Tisch, hinter den Wasserkessel und sogar in die Backröhre. Was ich bei diesen Forschungsreisen alles gefunden habe: eine Taschenlampenbatterie – wenn du an der leckst, kitzelt dir die Zunge; eine geschliffene blaue Glasscherbe; einen Zahn (von einem Kaninchen, sagt Mutter); einen verrosteten Fingerhut, der einmal unter die Truhe gerollt und dort versehentlich liegengeblieben war. Solche

kostbaren Funde sammelte ich eine ganze Schachtel voll. Von jedem einzelnen Stück, von der blauen Scherbe oder von dem Zahn mit der dunklen Scharte könnte man eine schrecklich interessante Geschichte erzählen. Aber das will ich jetzt nicht. Ich will von der Tür erzählen.

Ich finde, alles, restlos alles auf der Welt hat seine kleinen Türchen. Der Dachboden, der vollgestapelte Gemüsekeller im Garten, der vom Sturm gespaltene Birnbaum und der Felsen am Fluß. Und die alte Kuckucksuhr, der altersschwache Leuchter und Großmutter Truhe? Sie können sich auch öffnen. Wenn sie keine richtigen Türen haben, muß man andere Öffnungen finden, einen Schlitz, ein Guckloch, ein Astloch, einen Spalt.

Hast du sie gefunden, mußt du aufmerksam ins Innere schauen. Dann siehst du etwas, das noch kein anderer gesehen hat.

Auch unsere Kate hatte eine Tür. Sie jagte den Wind durchs Zimmer, ließ jemand herein oder jemand hinaus, dann leuchtete hinter ihnen etwas auf, blaues Wasser oder hoher Himmel – das wußte ich nicht genau. Eines Tages fragte ich mich beunruhigt: Wohin verschwinden die Menschen, wenn sie die Schwelle überschritten haben? Was geschieht mit ihnen dort, und warum riechen sie, wenn sie von dort kommen, nach Frost oder Keller, nach Milch oder Melonen?

Lange sah ich mir die Haustür an. Nach dem Regen quoll sie auf, wurde sie finster und glitschig grün. Kratztest du mit dem Fingernagel über das Holz, drang schwarze Brühe heraus. Auch ihre Stimme wurde unfreundlicher. Versuchtest du sie zu öffnen, knarrte sie verdrossen, als stöhnte sie: U-u-u! Ob du wolltest oder nicht, fielen dir Großmutter Burmylas oder auch Mutter Ermahnungen ein: »Daß du mir nicht vor die Tür gehst! Da fällst du hin!« Wahrhaftig, die Schwelle war hoch, und dann führten zwei Stufen hinunter. Trotzdem hätte ich gar zu gern gewußt, was wohl dort ist, dort, im Flur, wo das Licht blinzelt, wo Schatten wanken und etwas Unbekanntes mich mit Glotzaugen ansieht.

Ich weiß noch, wie ich als Steppke einmal in den Garten getrippelt bin. So ein Kleiner, ihr wißt es ja, bekommt im Garten vor Staunen

große Augen. Nur ein Fleckchen Sonne, ein Fleckchen Himmel, ein Fleckchen Gras – aber alles ist groß, blendend hell, ungewohnt. All dieses Riesengroße erbebt, wankt, rutscht dir unter den Beinen weg und macht mit dir wer weiß was. Schwindlig wird dir von dieser riesenhaften Welt. O weh, was tun? Nirgends kann man sich festhalten!

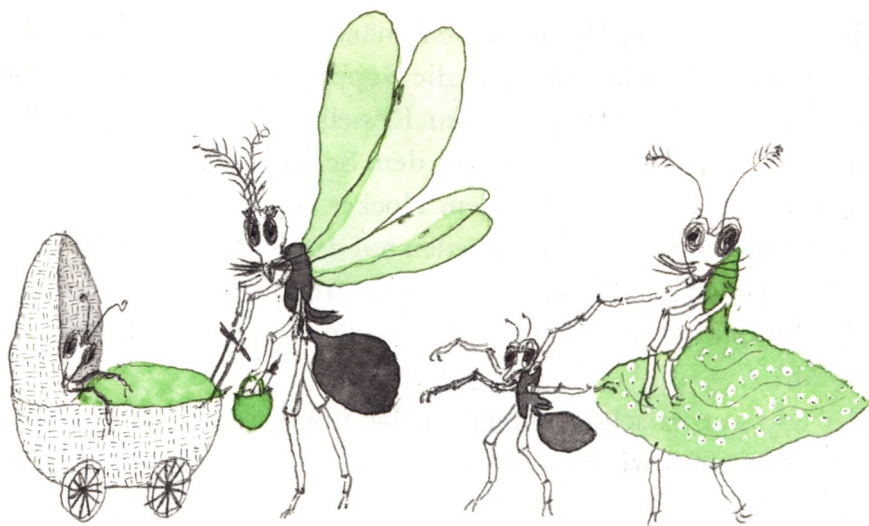
Sagt: »Keine Angst, Bum! Wir sind zu zweit. Hauptsache, immer auf der Hut sein! Komm, setzen wir uns, hocken wir uns hin und spielen wir im Sand! Siehst du, die Erde unter uns steht fest und schaukelt nicht wie das Deck eines Schiffes.«

Das tat ich: Ich setzte mich mit dem Rücken zur Sonne vors Haus. Da verzauberte mich der vorspringende Erdwall, auf dem das Haus steht. Er ist wie eine Ofenbank, nur sehr lang, warm und ganz rissig. Dunkel und tief sind die Risse. Man konnte den Finger hineinstecken, und in jeder Vertiefung krabbelte etwas Lebendiges – Tausendfüßler, Feuerwanzen und Ameisen. Aus winzigen Höhlen starrten mich große und kleine Käfer an, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Wahrscheinlich waren diese Risse für die Käfer richtige Schluchten und Gräben, der Wall ein gewaltiger Berghang und das Moos ein grüner Wald. Darauf saß eine schöne goldene Fliege.

Ich bemerkte, daß sich ein Lehmbatzen an der Wand etwas gelöst hatte und in dieses Versteck eine Eidechse huschte. Ein kleiner Frosch mit weißem Bauch und warzigem Rücken hüpfte herbei, sah mir traurig in die Augen und verbarg sich am Fuß des Erdwalls. Lange schwirrte eine Wespe brummelnd am Fensterrahmen herum und wurde ärgerlich – sie suchte etwas. Endlich hatte sie ein kleines Loch gefunden, wackelte mit dem Saugrüssel und kroch hinein. Wohin kroch sie? Zu uns ins Haus?

Ich wurde nachdenklich. Eine Eidechse, ein Frosch, Ameisen – wo verbergen sie sich alle? Wahrscheinlich in den Wänden, im Lehmfußboden und in den Fenstern. Sie leben mit uns, sind unsere Hausgenossen, wohnen in unserer Kate; dort sind ihre Nester, ihre zierlichen weißen Kissen, die kleinen Kinder und die schnurrbärtigen Insektenkinderfrauen.

Ich legte ein Ohr an den Erdwall. Er raschelte wie eine Schachtel



voller Maikäfer. In dem Erdwall brodelte ein geheimnisvolles Leben. Sicherlich gibt es dort besondere Insektenschulen, Kulturhäuser, Truppen, und es finden große festliche Paraden mit Gesang und Musik statt... Von dorthier, aus diesem Insektenreich, kroch eine schwarzbraune Ameise ans Sonnenlicht, bewegte ihren langen Schnurrbart, blinzelte mich mit einem Auge an (als wollte sie sagen: Guten Tag, Junge!) und verkroch sich wieder.

»Nein, ist das eine herrliche Welt!« Ich konnte mich vor Staunen nicht fassen. »Wieviel Lebewesen es überall gibt!«

Geflügelte Bäume

Ich half Mutter das Mittagessen vorbereiten.

Unser Küchenherd stand auf einmal im Garten, in dem grünen Kürbiskraut. Hinter diesem Kürbiskraut, das dicht verstrüpft war und seine Ranken hoch emporreckte, konnte man den Herd nicht sehen, wenn nicht der hohe Schornstein gewesen wäre, ein richtiger Schiffsschornstein, kann ich euch sagen – schwarz, mit einem gelben Streifen in der Mitte.

Jetzt stand auf der Herdplatte ein mächtig schwerer Topf, und unter seinem Deckel fauchte grimmig die Suppe. Ich legte trockenes Kraut nach und machte »Dampf in den Kesseln«, damit der Rauch feuerflammand und funkenstiebend aus dem Schornstein puffte.

Mutter saß daneben auf einem Hocker und schälte Kartoffeln; die Schalen flossen ihr in langen Streifen auf den Rocksaum. Sie hing ihren Gedanken nach und sah nicht, wie übereifrig ihr Sohn war, sonst würde sie geschimpft haben: Mach nicht so großes Feuer, sonst brennst du das Haus ab!

Bei uns war es schön. Ringsum das üppig wachsende Gemüse, es umgab den Herd wie eine dichte Hecke, und mir hingen sogar kleine pralle Melonen, Bohnen- und Erbsenschoten über die Schultern. Die Erde rings um den Herd war festgetreten, und ich hatte sie mit dem Hosenboden blankpoliert. Reinlich und friedlich war es hier, und in mir war ein Jubilieren.

Ich bin ein Seemann, forsch seh ich aus. . .

Unser Herd war riesig, aus Mauersteinen, mit weißem Ton verschmiert und unten aus gelbem Lehm. Er strahlte Hitze aus, ich legte noch mehr trockenes Kraut nach, das Feuer prasselte, mein Dampfer war schon klar zum Auslaufen, er zischte, wendete und zerteilte mit dem Bug die grünen Wellen.

Matrosen, wir fahren in weite Ferne . . .

Eine Hand an der Matrosenmütze, stand ich mit geschwellter Brust an Oberdeck, und der scharfe Seewind peitschte mir ins Gesicht. Ruder – Steuerbord! Volle Kraft voraus – durchs Kürbiskrautmeer!

Ich drehte mich um und sah: Mutter schälte Kartoffeln und beugte sich über die Schüssel, aber um ihren Mund war ein Zucken, und in ihren Augen blitzten lustige Funken auf.

Ich hatte vergessen, daß Erwachsene in der Nähe waren.

Meine Hand sank von selber herab, die bebänderte Matrosenmütze verschwand, als wäre sie nie dagewesen, und der Dampfer wurde wieder der unersättliche Herd.



Ich hockte mich hin und machte mich lustlos daran, wieder zu heizen.

Es war still, kein Lüftchen regte sich. Nur von der südlichen Steppe her wehte heißer Quendelduft heran. Die Steppe reicht bis ans Haus; wir haben nämlich keinen Zaun, nur zur Straße hin ist ein Graben ausgehoben, damit das Regenwasser nicht den Garten überschwemmt. Unser Garten ist offen, von dort aus hast du Ausblick nach allen vier Himmelsrichtungen und siehst die Viehweide, Äcker, dahinter die Steppe und weiterhin nichts mehr, nur noch Himmel.

Das siehst du, wenn du zur Landstraße blickst, die über den Berg führt. Und wenn man talwärts, auf die Wiesen schaut?

Unsere Kate steht oberhalb einer Senke, hinter der Kate fällt das Ufer steil zum Fluß ab, und auf dem Hang liegt ein finsterer, verwilderter Garten, in dem Holunder, Schlehen und Stachelbeersträucher wuchern. Oh, ich hatte ganz das Feuer vergessen!

Mit dem Feuerhaken stieß ich die Asche durch, meine Wangen glühten vor Hitze. Aufs neue legte ich trockenes Kraut nach, und aus dem Schornstein wuchs eine hellblaue Rauchsäule. Der dicke, gewundene Stamm reckte sich himmelwärts, breitete seine geflügelten Zweige aus, löste sich vom Boden und schwebte über den Garten, über den Fluß hinweg. Aus dem Schornstein wuchs ein neuer Baum, nach ihm noch einer, und schon zog eine Reihe gewaltiger geflügelter Bäume über die Senke. Ha, dachte ich, wenn man die dort auf den Berg pflanzen könnte – einen ganzen Wald himmelblauer Schwarzpappeln (solche gibt es nirgends)! Unterhalb dieses Waldes müßte ein richtiges Meer sein und – mein Dampfer.

Das Meer. Ich seufzte (der Herd machte einen mächtig heiß), ich sehnte mich seufzend nach dem Fluß; mochte er auch nur ein Froschtümpel sein, so konnte man doch darin herumplantschen. Verstohlen sah ich Mutter von der Seite an. Ob sie mich gehen läßt?

Mutter hatte ihr weißes Kopftuch wie ein kleines Dach über der Stirn vorgezogen, damit die Sonne sie nicht blendete; auf ihr Gesicht fiel ein Schatten, und dadurch wirkte sie noch strenger, grüblerischer. Sicherlich würde sie erbarmungslos sagen: Allein gehst du nicht.



Wenn wenigstens Rex da wäre, mein Hund. Dann würden wir zu zweit gehen.

Aber Rex ist nicht mehr. Hlypa hat ihn getötet.

Sobald dieser Hlypa an unserem Haus vorbeikommt, verschwinde ich – husch, husch! – hinterm Gemüsekeller oder hinterm Herd. Denn dieser Hlypa ist, wie soll ich es euch sagen, so etwas wie ein Teufel. Mit Stiefeln, schwer wie Mörser, stapft er umher und wühlt den Staub auf. Den Kopf läßt er hängen, die Augen zur Erde gerichtet, als hätte er einen Sechser verloren. Über der Schulter trägt er eine Doppelflinte.

Sagst du manchmal zu ihm »Guten Tag, Onkel!«, so hört er nicht. Du rufst: »Guten Tag, Onkel!« – er schweigt. Läufst du aber auf ihn zu – »Wünsche guten Tag!«, dann reißt er wie ein Wolf den Kopf herum und faucht erbst: »Sch-scha!« Ob das »Kusch!« oder »Scher dich!« heißen soll, weiß ich nicht.

Wenn er dich einmal so angefaucht hat, vergeht dir die Lust, ihm guten Tag zu sagen.

Hlypa lebt nicht so wie die anderen, im Gegenteil. Bei Tage, wenn alle arbeiten, schläft er; bei Nacht, wenn alle schlafen, treibt er sich in der Gegend herum. Stampfend streunt er durchs Dorf. Nachts sehe ich besser, sagt er. Auf Jagd – er ist Jäger – geht er erst in der Dämmerung.

So einen maßlos neidischen Jäger, mein Gott, gibt es nicht noch einmal.

Wenn bei der Treibjagd ein anderer ein Wild erlegt und Hlypa danebenschießt, streitet er sich bis aufs Blut, schwört bei Gott und ist bereit, Erde zu essen, daß er das Wild erlegt habe und dies sein besonders geformtes Schrot sei. Ein andermal schießt er unterwegs auf einen Hasen, und der ergreift die Flucht. Hlypa setzt ihm nach und rennt so schnell, wie er kann. Als er sieht, daß er ihn nicht einholen wird, wirft er den Handschuh nach ihm, zieht einen Stiefel aus und wirft damit. Schließlich fällt er längelang auf dem Acker hin und röchelt: »Komm zurück, ich erwische dich sowieso!«

Dieser Hlypa hat meinen Rex getötet. Er behauptet, der Hund hätte ihn in der Nacht angefallen. Er lügt. So war Rex nicht.

Rex war ein guter Hund. In seiner Hütte gingen die Küken ein und



aus, ein lahmes Gänseküken wohnte mit ihm zusammen, und manchmal besuchte ihn ein weißes Kaninchen. Viele Jungtiere krochen in die Hundehütte. Rex legte sich hin, streckte die Pfoten vor, drückte ein Ohr an die Erde und blinzelte – er war selig. Die Tierjungen drängten sich von allen Seiten an ihn, das Kaninchen kroch unter seine Achselhöhle und schlief darin wie in einem Nestchen; das lahme Gänselein schmiegte sich an seinen warmen Hals; die Küken setzten sich, wohin sie wollten – auf seinen Rücken, auf seine Stirn und eins auf seine Nasenspitze.

Rex lag wie tot und bewegte nicht einmal ein Ohr – die Kleinen sollten sich getrost wärmen. Manchmal blinzelte er schläfrig mit dem linken und mal mit dem rechten Auge. Na, wie geht's, habt ihr es alle gemütlich?

Außerdem war er ein kluger Hund. Er brachte die Menschen gern zum Lachen.

Das geschah manchmal so: Ich sitze vorm Haus und halte den zottigen Rex im Arm, da tritt die Mutter vor die Tür, ist irgendwie nervös, als hätte sie etwas vergessen oder verlegt. Das kommt bei ihr oft vor: Sie läuft suchend durchs Haus – »Wo habe ich nur das Messer hingelegt?« – und hält es in der Hand. Man sieht ihr sofort an, sie ist verstimmt. Ich stoße Rex sacht mit dem Ellenbogen an und sage zu ihm traurig: »Rex, du weißt, ich fahre weg, weit weg. Verabschiede dich!« Im selben Augenblick springt Rex auf, holt meine Mütze vom Haken, bringt sie zwischen den Zähnen an und stülpt sie mir – hopp! – auf den Kopf. Ich sage: »Rex, vielleicht machst du mich für die Reise auch sauber?« Flugs wedelt er mit dem Schwanz wie mit einer Bürste den Schmutz von der Hose, leckt mir die Hand, die Wange und sieht mir fröhlich in die Augen: Fertig, du bist spiegelblank wie eine neue Kopeke! Dann sage ich: »Rex, weißt du nicht, wo meine Maschinenpistole ist?«

Wie der Blitz hechelt Rex in den Flur und apportiert zwischen den Zähnen meine Waffe, einen Holunderstock.

Da muß Mutter lächeln, obwohl sie noch etwas verstimmt ist. »Ihr beide solltet zum Zirkus gehen!«

Und so einen Hund hat Hlypa getötet.

Ich denke immer noch an Rex, denke daran, wie wir beide Krieg und

Spion gespielt haben, wie wir im Garten unter den Sträuchern... Aber stopp! Auf dem Herd kochte längst die Kohlsuppe, der Rauch wand sich nur noch langsam aus dem Schornstein, und es wuchsen keine hellblauen Bäume mehr, sondern nur noch bläuliche Strauchbesen heraus.

Mutter sagte: »Heize nicht mehr, die Kohlsuppe kann auf dem warmen Herd garen.«

Das Mittagessen war also gekocht.

Ich auch. Mein Kopf kam mir vor wie ein Kochtopf. Darin knisterte es, als blätterte innen die Glasur ab.

»Mama, ich gehe an den Fluß.«

»Wozu denn... Was willst du dort allein?«

»Ich gehe doch nicht allein. Ich nehme Rex mit.«

»Was für einen Rex?« Mutter sah mich an, als wollte sie sagen: Besinn dich! Was phantasierst du da, Junge?

Ich phantaschiere nicht. Ich weiß, Rex lebt nicht mehr. Aber was tut das schon?

Seht nur: Im Garten schaukelt ein Kürbisblatt, schaukelt, raschelt, dort bricht jemand ungebärdig durchs Gestrüpp, läuft, bahnt sich einen Weg hierher.

Rex?

Ja, er ist es. Unter Blättern springt der hechelnde Hund hervor, ein wenig mit Kletten behängt, ein wenig mit Schlick beschmiert. Die Schnauze fröhlich und verschmitzt erhoben, strahlt er geradezu. Sicherlich hat er etwas angestellt. Entweder am Wasser eine Natter gejagt oder einen Stiefel von Hlypa unterm Tor versteckt. Hlypa trocknet seine Knobelbecher immer in der Sonne, daß es im ganzen Dorf danach riecht.

Rex streckt die Zunge heraus und sieht mich an, die Augen rot und übermütig. So gibt er mir zu verstehen: Heiße, ab in die Steppe! Heiße, komm auf die Jagd! Aber es ist doch so schwül. Was willst du in der Steppe, Zottelpelz, wo du so schon tüchtig nach Luft schnappst?

Rex! Ich zwinkerte ihm zu. Wir gehen lieber an den Fluß!

Ich stand auf. Hinter mir erhob sich auch der Hund (vielleicht auch

nur mein Schatten), und wir gingen geruhsam an der Mutter vorüber. Beunruhigt sah sie uns nach. Was denn für ein Rex? fragte ihr Blick. Was spinnst du da zusammen, Junge? Rex lebt nicht mehr, ihn hat Hlypa erschossen. . . Und wenn er ihn hundertmal erschossen hat, der Hund lebt, für mich lebt er, und basta! Ich gehe nicht allein zum Fluß, wir sind zu zweit – seht ihr?

»Rex, vorwärts!« sagte ich zu dem Schatten, der mir zu Füßen lag, und der Schatten folgte mir gehorsam.

»Los, wer schneller ist!« rief ich hinterm Haus und stürmte als erster durch den Gemüsegarten.

Der Pfad war heiß, trocken, fast weiß; die Füße trommelten auf diese weiße Erde, und der Wind blähte das Hemd wie ein Segel.

Ich drehte mich nicht um, aber ich wußte: Der Hund wird nicht sofort lospreschen und mit mir um die Wette laufen. Er wird vorm Haus stehen, die Ohren spitzen, den Schwanz aufwärtskringeln. Startbereit, funkeln seine Augen vor Jagdfieber. Lauf, Junge, lauf! steht ihm auf der Stirn geschrieben. Ich lasse dir einen Vorsprung.

Ich lief, so schnell ich konnte, daß mir sogar die Fußsohlen brannten. Der Pfad wand sich durch den Gemüsegarten und nach einer Biegung in den Vorgarten. Kaum schlug ich mich ins grüne Dämmerdunkel des Gebüsches, da raschelte etwas hinter mir. Ein feuerroter Fächer tauchte auf, wedelte umher.

Rex! Er holt mich ein!

Wir flogen den Steilhang hinunter. Ich breitete die Arme aus und sah neben mir einen Schatten fliegen; das war mein Rex, mein einmalig treuer Hund. Schneller, Rex, sonst trete ich dir auf den Schwanz!

Schon waren wir auf der Wiese, und wir lachten, weil der Wind uns unter den Armen kitzelte. Mit den Fußsohlen fühlte ich: das Ufer! Die Erde ist weicher und der Pfad kühler auf der frischen Wiese. Nur noch ein kleines Stück, und wir sind am Fluß.

Adam

In unserem Flecken, in Schatrystschy, gibt es keine Jungen. Man kann sagen, ich lebe hier mit meiner Mutter allein, denn was sind hier schon für Nachbarn: Hinter der Senke die Kate von Hlypa, der ganze Tage lang schläft, und weiter hin die vergessene, windschiefe Hütte der alten Sirocha, der, wie es heißt, nach dem Krieg zwei kleine Jungen von einer Mine zerrissen worden sind.

Von Schatrystschy bis zum großen Dorf ist es weit, und Mutter läßt mich nicht dorthin. Allein stromere ich im Garten herum, allein gehe ich im Fluß baden. Wieso eigentlich allein? Wenn ich mich übers Ufer beuge und ganz, ganz lange ins Wasser schaue, steigen von dem zittrigen Grund, aus dem lebendigen Schattenreich zwei Gesichter zu mir herauf. Das sind meine Freunde: Adam und Nina.

Mein Freund hat einen gewichtigen Namen: Adam. Dagegen ist Nina ein zierlicher, kristallklarer Name. Laßt ihn euch einmal auf der Zunge zergehen: Niiina... Nicht wahr, er summt, wie ein silbernes Spinnwebfädchen im Wind singt! Dagegen Aadam... Dabei stellt man sich eine Glocke, riesengroß wie ein Kosakengrab, vor und ihre tagesmüde Abendstimme: dam! ... dam!...

Am Ufer gab es keine schönere Stelle als die Furt.

Der stille, kleine Fluß, hier und da Untiefen, versunkene Baumstämme, der kalte Schatten einer Weide, und – die steinerne Furt.

Man sieht sie schon von weitem. Das Ufer ist grün von Riedgras und Wasserlilien, und mitten im struppigen Blättergrün buckelt sich so etwas wie ein Elefantenrücken: ein bauchiger Felsbrocken.

Das ist der Anfang der Furt.

An der Furt wäscht Mutter die Wäsche. Manchmal hängt sie an Sträuchern und Weiden die weißen Tagesdecken der Betten und die weißen Kissenbezüge auf. Du glaubst, auf der Wiese wären Fallschirme gelandet.

Ich helfe Mutter und pantsche im Wasser, bis ich Gänsehaut bekomme. Wenn ich nicht bade, krieche ich auf den Knien herum, stu-

diere die Felsenschwellen, die Wasserfälle, Meerengen, Inseln und Höhlen.

Ach ja, diese Felsenschwellen. Das sind nicht wer weiß wie gewaltige Felsen, es sind zwei steinerne Klötze, ebenmäßig geformt und glatt, über die der Fluß fließt. Der eine Steinklotz liegt unter Wasser, der andere erhebt sich über den Wasserspiegel, und zwischen ihnen klafft ein tiefer Spalt.

Dieser Spalt ist meine Meerenge. Sie ist ziemlich schmal, so daß ich nur mit den Beinen hindurchkomme, dafür hat kein anderer so eine Meerenge. Der Fluß plätschert hier in einem breiten steinernen Bett, wirft kleine Wellen auf und gleißt wie lebendiges Silber. Nachdem das Wasser in der Sonne gespielt hat, strömt es in die Meerenge und tummelt sich dort ausgelassen zwischen den Steinen.

Den ganzen Tag kann ich dem Rauschen des Wassers lauschen.

Du setzt dich auf einen Stein, au, der ist heiß und brennt durch die Hose!, läßt die Beine in die Meerenge hinab und rührst dich nicht mehr. Dort, in der Tiefe, brodelte die kräftige reißende Strömung und drängt dich aus der engen Höhlung. Das Wasser dort unten ist dunkel und so eisig, daß man das Reißen bekommt und die Füße klamm werden.

Dann hältst du die Fußsohlen zur Sonne und spähist in die Schlucht hinab. Oben ist der Stein sauber, glatt poliert, aber weiter unten wird er dunkler, glitschig und graubraun von Moos. In der Tiefe wallen dichte wollige Bärte, dort krabbeln hundertbeinige Krebse, Wasserflöhe, und jemand blubbert böse vom Grund herauf.

Es wird geradezu unheimlich.

Dafür ist der Fluß im flachen Wasser, auf der grauen steinernen Sohle hell, fröhlich und ganz, ganz warm, wie das Badewasser im Waschfaß. Dorthin schwimmen die eben ausgeschlüpften jungen Fischchen; in Schwärmen ziehen sie am Ufer entlang und suchen Nahrung.

Ich saß über meine Meerenge gebeugt. Als ich Sauerampferblätter – schnelle Karavellen – aufs Wasser setzte und zwischen den Felsen hindurch lotste, fiel plötzlich ein Schatten auf mich. Hinter mir schien ein großer Vogel zu stehen. Ich kniff die Augen halb zu und wartete. Wer mag das sein?



»Was tun Sie hier, Sir Kapitän?« wurde gefragt.

Es war eine Männerstimme. Sie hätte mich beruhigen können, aber sie überraschte mich so, daß es mir einen Stich in die Seite versetzte. Ich beugte mich noch tiefer und murmelte etwas vor mich hin. Der sollte ja nicht glauben, ich wäre erschrocken oder auf einen Dahergelaufenen sehr neugierig; ich war beschäftigt – ich mußte die Karavellen aus der stürmischen Meerenge hinaussteuern.

»Sir! Wenn sich Kapitäne auf hoher See begegnen, begrüßen sie sich. Guten Tag!«

Hm, in unserem Dorf redet niemand so wie auf der Schatzinsel. Ich drehte mich um. Am Ufer stand ein schmaler, langbeiniger Mann, der nicht nach hiesiger Art gekleidet war; er trug eine hellgraue Hose, ein weißes Nylontrikot und einen leichten Hut. Durch diese Kleidungsstücke schien die Sonne hindurch, als hätte der Mann keinen Körper.

»Tag auch!« sagte ich, setzte mich bequemer, das heißt, ich umfaßte die Knie mit den Händen. »Ich weiß, wer Sie sind. Sie sind der Onkel, der zu Großmutter Sirocha gekommen ist.«

»Stimmt haargenau!« Der Langbeinige setzte sich auf den Stein, zog die Schuhe aus und sonnte die knöchigen, bläulichweißen Füße. »Hm, schön warm!« Vor Behagen schloß er halb die Augen. »Hier kann man sich gut sonnen!«

Er nahm den Hut ab, legte ihn neben sich und strich sein Haar glatt. Da sah ich, daß er kein hiesiges Gesicht hatte, na, nicht so eins wie Hlypa, Großmutter Sirocha und ich. Wir werden im Lauf des Sommers braun wie ein Tontopf auf dem Feuer. Dagegen er . . . Sein Gesicht war nicht richtig weiß, sondern fahl durchsichtig. Nase und Kinn spitz, stellenweise bläuliche Schatten. Anscheinend kam er niemals an die Sonne.

»Sir!« sagte der Mann. »Nennen Sie mich nicht Onkel, diesen Ehrentitel verdiene ich nicht. Sagen Sie einfach Adam. So haben mich die Studenten im Institut genannt.«

»Adam?« Ich räusperte mich ungläubig. »Sind Sie auch nicht so einer . . . Wollen Sie mich auch nicht veralbern?«

»Kein bißchen. Mein Familienname ist Adamenko. Weil's bequemer ist: Adam. Es hat so einen gegeben, den ersten Menschen auf der Erde.

Übrigens gar nicht verkehrt, irgendwo und irgendwie der erste zu sein. Und wie heißen Sie?«

»Ljonka.«

»Das haut nicht hin. Ljonka klingt dürftig. Ab sofort bist du Leand. Kapitän zur See Leand. Hört sich das gut an?«

»Na, Sie. . . Sie machen sich über mich lustig.«

»Der Schlag soll mich treffen, wenn ich mich lustig mache! Sind Sie der Kapitän dieser Flottille?« Er zeigte auf die Sauerampferblätter, die ins stille Wasser hinausschwammen und in Kiellinie, wie richtige Karavellen, aufs Ufer zu hielten.

Sieh nur einer an! dachte ich. Hatte ich's mir doch gedacht, daß das eine Flottille ist. Bei den Erwachsenen ist es nämlich so: Sieht einer ein Blatt, sagt er, es sei ein Blatt. Er hat keine Ahnung, daß dieses Blatt alles mögliche sein kann: auf dem Wasser ein Kahn, in der Luft ein Vogel, auf der Brust ein Orden. Scheint nicht dumm zu sein, dieser Adam, dachte ich.

Adam krempelte die Hosenbeine hoch – seine Waden waren auch bläulich weiß –, bis zu den Knien krempelte er sie und sagte: »Komm, wir laufen ein Stück! Dorthin!« Er wies mit dem Kopf auf einen schmucken Stein unter Wasser.

Wie ein Reiher hob er das lange rechte Bein und tauchte es ins Wasser, wobei er aufschrie – weshalb nur? Das Wasser war doch warm. Dann stieg er auch mit dem linken Bein ins Wasser und kniff erneut vor Behagen die Augen halb zu – herrlich! Ich patschte hinter ihm her durchs flache klare Wasser. Die Strömung war hier schnell, plätscherte und plapperte unaufhörlich. Ganz, ganz schnell strömte das Wasser um die Beine, kitzelte zwischen den Zehen und kühlte den von der Sonne erhitzten Körper.

Auf einem Stein blieben wir eine Weile stehen; Adam beugte sich vor, als wäre er in der Mitte geknickt, und zielte mit der langen Nase aufs Wasser.

»Leand, was ist das?«

Nahe dem Ufer lag ein morscher, tintenschwarzer Ast, und an ihm klebten ebenso schwarze muschelähnliche Gebilde. Dicht aneinander klebten sie, in ganzen Haufen.

»Was ist denn das?« fragte Adam.

»Mollusken«, antwortete ich. »Sie haben sich an dem Ast festgesaugt und schlafen. Sobald aber jemand den Ast ins tiefe Wasser wirft, lösen sich alle Mollusken von ihm, weil es ihnen dort zu kalt wird, und kommen ins flache, sonnenwarme Wasser.«

»Und was ist das?« Adam bückte sich abermals wie ein Reiher und spähte nach unten.

»Schwimmkäfer. Sehen Sie, die schwimmen nicht, sondern springen sozusagen. Man sieht, sie haben kleine Motoren.«

»Und das?« Adam zeigte auf ein Klettenblatt, das überm Wasser hing.

»Das ist ein Froschhaus. Schauen Sie es sich an: Das ist kein gewöhnliches Blatt, aus dem haben die Frösche einen Beutel gemacht; sie haben es in der Mitte gefaltet und die Ränder gut zusammengekleistert. Nun liegt darin der Laich. Schlüpfen die Kaulquappen aus, bohrt sich jede ein kleines Loch in das Blatt und – plumps! – ins Wasser.«

»Wie seltsam! Das hat man uns im Institut nicht gelehrt.«

»Was hat man Sie denn gelehrt?«

»Wie man eine künstliche Sonne macht, eine, die heller als die richtige leuchtet.«

»Oh!« Ich schniefte. »Eine Sonne! Die muß aber größer als unsere sein!«

»Genügt dir unsere nicht? Bist doch so schon braungebrannt wie ein kleiner Papua.«

»Trotzdem brauchte man zwei Sonnen. Eine für den Tag und eine für die Nacht. Da kannst du dich tummeln, soviel du Lust hast. Sagen Sie, werden solche Sonnen bald gebaut?«

»Versteh doch, Leand!« Adam wurde ernst, und seine hellgrauen Augen verengten sich kalt zu einem Spalt. »Wissenschaftler haben schon eine Sonne geschaffen. Sie dachten, sie werde für die Menschen scheinen. Aber es entstand eine leblose Sonne; sie geht wie ein Streichholz in Flammen auf und verbrennt blitzschnell. Nur ist so ein Streichholz schrecklich groß. Es kann die Erde in Brand setzen. Die Felsen, die Flüsse, der Himmel – alles würde verbrennen.«

Ich versuchte, mir dieses fürchterliche Feuer vorzustellen. Sagt mal, was ist das nur für ein Streichholz, und was für einen Kopf hat es, daß es die Erde, den Himmel und ganze Ozeane mit seinem Feuer vernichten kann?

Adam unterbrach meine Überlegungen. »Schluß damit!« Er winkte ab. »Runzel nicht die Stirn! Hier am Fluß ist einfach das Paradies, und wir beide reden von der Hölle. Außerdem haben mir die Ärzte verboten, daran zu denken und darüber zu sprechen. Weißt du, was wir jetzt lieber machen?« Mit dem Blick des Hausherrn betrachtete Adam die Riedgrasbüschel und das verschlammte Ufer unterhalb der Furt. »Wir bauen einen Staudamm und – eine Wassermühle!«

Wir traten auf einen großen Stein. Adam befahl mir, mich auszuziehen, zog als erster sein Trikot und die Hose mit den scharfen Bügelfalten aus und behielt nur die Turnhose an. Ach, du heiliger Strohsack! Sah der weiß aus und unbeholfen! Klapperdürre, unter der bläulich schimmernden Haut war das ganze Knochengerüst zu sehen, konnte man die Rippen zählen. So einen käseweißen Menschen mit so langen Armen gab es an unserem Ufer nicht.

Ich zog mich auch aus, legte die Sachen auf den Stein neben Adam und dachte so bei mir: Wie ich wohl mit seiner Hose aussehen würde? Oho, wahrscheinlich würde ich bis zum Kopf darin versinken, und man könnte sie trotzdem bequem oben zubinden. Mit seiner Größe konnte ich allerdings nicht mithalten, das stimmte.

Dafür hatte ich anderes aufzuweisen: Sonnenbräune.

Bitte schön, mein Rücken sah nach Mutters Worten aus wie Schokolade – vielleicht mit etwas Dreck. Dagegen sein Körper? Wie eine Gans. Aber halb so schlimm, wenn er eine Weile bei uns bleibt, wird er braun.

Wir legten also unsere Sachen ab und gingen unterhalb der Furt an den Fluß. Nur ans Wasser und zurück. Das Ufer war dort morastig, Schlamm wie dicke Gerstengrütze; trittst du darauf, steigen glucksend Blasen auf, und je tiefer du einsinkst, desto mehr Sumpfbblasen kitzeln dich an den Knien. Hier kannst du keinen Staudamm, nicht einmal einen lächerlichen kleinen Deich bauen.

Wir fanden eine trockenere Stelle, und Adam sagte: »Fangen wir an! Misch haltbaren Lehm und reich ihn mir zu!«

Der Schlick auf dem Grund war hier fest, mit Ton durchwachsen. Ich knetete dicke Fladen, strich sie mit den Händen glatt und reichte sie Adam zu. Der Fluß war hier ziemlich schmal, und Adam ragte mit seinen langen Stelzen wie ein Kran übers Wasser.

Geschickt errichtete er einen Staudamm; er stapelte einen Damm von der einen und noch einen von der anderen Seite und ließ in der Mitte eine Schleuse frei. Der kleine Staudamm wuchs, das Wasser stieg und überschwemmte die Riedgrasbüschel; vor unserer Staumauer sammelte sich schon ein ganzer See. Das Wasser floß nicht mehr träge, sondern schoß in trübem Strom aus der Deichschleuse.

»Los, gib noch mehr Ton her!« spornte mich Adam an. Er vermauerte die Schleuse, zischend brandete der Fluß gegen unseren Staudamm.

Adam arbeitete fieberhaft. Wahrscheinlich ahnte er gar nicht, wie er sich verfärbt hatte. Ganz scheckig sah er aus, von Kopf bis Fuß voll dunkelbrauner Dreckflecken. Wie ein Zebra! Aber das störte ihn nicht; mit seinen knöchigen Armen nahm er mir wie mit Feuerhaken die Lehmbatzen vor der Nase weg, packte sie, stampfte sie in den Damm, und – schau nur! – der Fluß besänftigte sich.

»Oh!« sagte Adam. »Woher bekommen wir nun ein Überlaufrohr?«

Ich fragte: »Was ist denn ein Überlaufrohr?«

»Na, ein ganz einfaches Ding, eine Röhre oder Rinne, durch die das Wasser abläuft.«

Aha, eine Röhre. Flugs rannte ich (natürlich in Gedanken) durch unseren ganzen Garten, guckte in den Flur, in die Scheune, in den Keller – ich fand nichts Brauchbares. Und das Regenabflußrohr von der Dachrinne hinterm Haus? Das verrostete Blechrohr, aus dem ich mir ein weittragendes Geschütz baute?

»Ginge ein Rohr von einer Dachrinne?« fragte ich.

»Was Besseres braucht man nicht. Hol es! Aber beeil dich!«

Ich dachte, während ich dorthin laufe und wieder zurück, könnte der Damm vielleicht fortgespült werden. Ich rannte so schnell, daß mich

gleichsam der Wind den Berg hinauftrug. Dann liefich wieder zum Fluß, so daß es mir hinter den Ohren rauschte. Auf meinem Rücken wippte und dröhnte das Rohr, ebenso rotbraun und feurig schimmernd wie Rex; es schmierte mir alle Rippen ziegelrot.

Ich kam am Ufer an – unser Damm stand noch! Das Wasser war sehr gestiegen; wo ein Busch gewesen war, sah man nur noch die grünen Spitzen der oberen Zweige. Hier hatte sich das Wasser ausgebreitet, aber hinter dem Wall war es ganz abgesunken, sah man den kahlen Grund, den zähen Schlamm, und in Pfützen krochen Wasserflöhe und Käfer und zappelten Schmerlen.

Adam lobte mich, mauerte das Wasserabflußrohr in den Damm ein und legte darauf eine dicke Schicht Lehm. Wenig später floß, zuerst in zaghaftem Strahl, dann stärker, trübes Wasser durch das Rohr. Der Strahl wurde heller, nahm an Stärke zu und wühlte unterhalb des Staudamms ein Loch, das wie eine Hufspur aussah. Brummelnd sprudelte das Wasser aus dem Rohr und versprühte rauschend Spritzer. Man konnte glauben, unter den Weidenbäumen tummele sich ein Frühlingsbach.

»Na, wie findest du das?« fragte Adam. »Wie gefällt dem Kapitän diese Musik?«

Klapperdürr, wie ein Kreuz aus Stöcken, stand er vor mir, voller Schlammgespritzer, und lächelte. Zufrieden strich er sich übers schütterte Haar, durch das fast die Kopfhaut schimmerte.

»Morgen, verehrter Leand«, verkündete er, »morgen bauen wir eine hölzerne Mühle. Heute ist es schon spät. Und die Mühle stellen wir unter dem Überlaufrohr auf. Dann wirst du sehen, wie das Wasser für den Menschen arbeitet. Weißt du noch, darüber hat Marschak gesagt:

Springt zu Tal von Bergeshöhen
Wasser, spielend nur mit seiner Kraft,
soll es flink Maschinen drehen,
hurtig Züge ziehen – riesenhaft.

Das werden wir morgen machen. Aber jetzt. . . Jetzt denken wir uns etwas aus.«

Mit geheimnisvoller Miene ging Adam in das Gebüsch. Wie ein weißer Pfadfinder durch den Dschungel pirschte er sich geräuschlos vorwärts, hob einen Stock auf, schälte einen Streifen Rinde von einer jungen Weide und riß ein kräftiges Klettenblatt ab. Mit dieser keineswegs üppigen Beute kehrte er zurück. Geraume Zeit überlegte er. Dann steckte er neben dem Überlaufrohr kleine Stöcke in den Grund, stülpte auf diese das Klettenblatt und befestigte es mit dem Rindenbast.

Er war noch damit beschäftigt, da trommelte das Wasser schon dreist auf das Blatt, und das schmetterte: La-ta-ta-ta! Der Strahl prasselte auf den Blattrand, daß es bebte und knatterte.

Schon wurde es Abend, es war die stille Stunde, in der die Schatten hinter den Weidenbäumen hervortreten. In dieser Stunde fing das ganze Ufer an zu erzählen. Ich sah Adam wie einen Zauberkünstler an. Er neigte den Kopf zur Seite, und in seinem blassen Gesicht erstarrte ein blutleeres Lächeln.

»Wie heißt euer Fluß?« fragte er.

»Der hat keinen Namen. Er ist der Fluß, und fertig. Die Jungen hänseln ihn und sagen: Froschfluß.«

»Das finde ich nicht nett«, sagte Adam. »Denk nur: Wenn es keine kleinen Flüsse, keine Quelle und kein einziges Rinnsal gäbe, was sollten die Menschen dann machen? Sie würden wie die Fische auf dem Trockenen eingehen. Der Fluß gibt uns Leben. Wir aber sind zu faul, ihm auch nur einen Namen zu geben. . . . Also hör mal zu: Wie könnte man den Fluß nennen?«

Ich spitzte die Ohren. Alles still, auch auf der Wiese, im Garten gurrte eine Turteltaube, und hinter unserem Wall flüsterte unaufhörlich der kleine Fluß.

»Flüster«, sagte ich. »Vielleicht kann man ihn so nennen?«

»Flüster«, wiederholte Adam. »Ein schöner Name. Morgen zeichnen wir unseren Fluß auf der Karte ein. Damit es alle Welt weiß: Es gibt auf der Erde ein stilles und warmes Staubecken, das die beiden Kapitäne Leand und Adam für die Menschheit angelegt haben.«

Mich beschlich ein Verdacht: Vielleicht kam dieser ungewöhnliche langbeinige Mensch wirklich von der Schatzinsel, auf der die Matrosen

und Limonadenverkäufer wohnen? Denn bei uns gibt es nicht solche klapperdürren Menschen – das zum ersten. Zweitens redet bei uns niemand so wie die berühmten Kapitäne in den Büchern. Mit einem Wort, ich hegte die geheime Hoffnung, ich würde mit Adam noch wer weiß wohin ziehen.

Einstweilen aber zogen wir zur Furt und wuschen uns den Schlick mit Hundsflechte ab, das ist so ein Kraut. Die Sträucher und das dunkelnde Ufer strömten Kühle aus, es roch stark nach Minze, und nun am Abend wurde das Wasser noch wärmer. Mildes, gutes Wasser. Du stehst dort, wo es tief ist, und magst gar nicht hinausgehen. Interessant, dachte ich so bei mir, was für eine Mühle er mir wohl morgen bauen wird?

Ich fing an, ihn auf großem Umweg auszufragen. »Adam, werden Sie lange bei uns bleiben?«

Er schwieg. Hatte sich abgewandt und schaute zu den Baumwipfeln hinauf, die von der Sonne vergoldet waren.

Ärgerte er sich über mich – warum denn? Vielleicht hatte er meine Frage nicht gehört? Ich wiederholte sie lauter.

»Ich meine: Sind Sie nur für kurze Zeit gekommen oder bei der Großmutter eingezogen?«

»Nein.« Seine Stimme zitterte. Nach einem Schweigen sagte er hart: »Ich bin zum Sterben hergekommen.«

Das sagte er ruhig, so ruhig, daß ich merkte: Aus dem Wasser kamen Schauer und rannen mir in kalten Rinnsalen über den Rücken. Machte Adam Spaß? Aber sein Tonfall. . . In so einem Ton macht man keinen Spaß.

Adam drehte sich zu mir um. Seine Schultern, seine Arme hingen schlaff. Erst jetzt bemerkte ich: Adam glühte. Die untergehende Sonne warf ihren Schein auf ihn, und sein bleiches Gesicht, seine knorpligen Ohren, sein schwächlicher Körper glühten.

Ich begriff: Adam meinte es ernst.

Ihn verzehrte ein tödliches Feuer.

»Verstehst du, Leand«, er kniff die kalten Augen halb zu. »Es gibt so eine unerfreuliche Erscheinung, die heißt Leukämie. Hast du schon einmal eine Kerze ausbrennen sehen? Ganz allmählich leckt die Flamme

das Wachs auf, bis zum letzten Rest. Ebenso, Tropfen für Tropfen, verzehrt diese Krankheit das Blut, bis zum allerletzten Tröpfchen. Die Ärzte wundern sich, daß ich immer noch lebe. Aber es dauert vielleicht gar nicht mehr lange. . . .«

Er winkte ab – zum Teufel mit den traurigen Gesprächen! – und gebot, ich solle mich rasch anziehen.

Wir eilten nach Hause. Mit großen Schritten seiner langen Beine wuchtete sich Adam bergauf. Ich trippelte hinter ihm her, und mich trieb wer weiß was.

Zwischen den Weiden, die sich in die warme Dämmerung betteten, murmelte schläfrig der kleine Fluß.

Nina

Weder am nächsten noch am übernächsten Tag kam Adam zum Staudamm.

Der Damm war eine traurige Ruine. Über Nacht hatte die Flüster ihn hinweggespült und die Lehmbrocken im Flußbett verstreut. Nur kleine Erdhöcker waren unmittelbar am Ufer übriggeblieben. Als wäre dies eine Festung gewesen, und eine Horde hätte sie zerstört und die Mauern in den Fluß gestürzt.

Ich schlenderte am Ufer entlang.

Unter einem Baumstumpf lugte das Ende der Röhre aus dem Schlamm, und als ich sie vorzog, sprang eine grüne Kröte heraus. Schlammverkrustet war auch das Klettenblatt; in Fetzen gerissen, ließ es sich zu nichts mehr verwenden. Den kleinen See gab es nicht mehr, und der Fluß rauschte und flüsterte nicht mehr, sondern floß friedlich in seinem alten Bett. Wie sehr ich mich auch anstrengte, allein brachte ich weder einen neuen Staudamm noch einen melodisch plätschernden Wasserdurchlauf zustande.

Traurigkeit beschlich mich. Ich ging nach Hause.

Ein Tag verging, ein zweiter, dann brach ein strahlender sonniger Morgen an, der vom Krähen der Hähne in den Dörfern widerhallte.

Ich bekam große Lust, am Fluß herumzuströmen.

Bei uns wächst am Fluß Gänsekraut. Es ist seidig und flockig wie Watte. Schaust du zu den Weiden – zwischen ihnen liegt ein grüner Teppich gebreitet. Zum Heuen taugt dieses Kraut nicht; man kann es kaum von der Sense abschütteln, es ballt sich zu Knäueln. Wenn Tau fällt, bedeckt er das Kraut wie der Frost – ein grauer Pelz. Geht die Sonne auf, erglüht und funkelt die ganze Wiese. Watest du durch den Tau, bekommst du Lust, wie ein Fohlen herumzutollen, mit den Beinen auszuschlagen und sogar laut zu wiehern, so daß es weithin hallt.

Ich lief zu der Weide und zurück, ging wieder zum Fluß und hinterließ eine dunkle Spur im Gras. Der Tau war kalt, dampfte sacht, brannte, schmerzte durch seine Kälte. Ich rannte wie der Wind und streifte den Tau ab, und kirschrot und regenbogenfarben perlend sprühte er hinter mir.

Bei der Furt blieb ich stehen, guckte. I-i-i! Meine blaue Hose, noch dazu die einzige in der Truhe! Klitschnaß war sie, troff sogar von Wasser und klebte mir am Leibe. Klarer Fall, dafür würde mich Mutter nicht streicheln.

Ich überlegte, wie das Leben weitergehen sollte. Aber ich konnte nicht richtig denken. Mich hinderte etwas, als ob mir eine Pferdebremse ums Ohr schwirrte. Was ist das? Ich konnte es mir nicht erklären, aber ich witterte: Am Ufer hat sich etwas verändert. Oh! Hört ihr? Der Fluß murmelt auf einmal anders. Übrigens weiß ich, wie der Fluß seine Stimme verändert. Am Morgen ist das Wasser klar und hell, dann plätschert er wie ein silbernes Bächlein; zur Mittagszeit, in der Hitze wird das Wasser müde, plätschert er träge, leiser; gegen Abend aber rauscht er beruhigend, und dieses Rauschen ist weithin zu hören.

So war es immer. Aber jetzt, in diesem Augenblick?

Hört ihr? Das Wasser brodelte. Mit Geplätscher und Gezischel wogt es unter den Weiden.

Da stimmt doch etwas nicht!

Zwischen den Sträuchern lief ich geduckt zum Fluß hinunter. Na so was – das Wasser ist wieder gestiegen und überspült schon den Stein, der vorher aus dem Wasser ragte.

Mit einigen Sätzen war ich an der alten Stelle, an der wir den Damm gebaut hatten.

Habe ich es mir doch gedacht: Ein neuer Staudamm! Noch höher. Der Stausee noch größer, und es klapperte eine Mühle.

Woher kommt das? Wie ist das entstanden? Wann? Ich wagte nicht, mich zu bewegen, damit das Wunder nicht verschwände. Wie angewurzelt stand ich und blinzelte nur.

Eine richtige Wassermühle.

Na, wie soll ich sie euch schildern?

Dort unter dem Überlaufrohr standen die Stützbeine, zwei derbe Stöcke. Ihre Astgabeln wiesen nach oben, und in diesen Astgabeln ruhte ein Stab. Auf dem Stab aber war die hölzerne Mühle. Sie hatte Schaufeln wie hohle Hände, die dem Überlaufrohr zugekehrt waren. Der Wasserstrahl fiel platschend auf diese Schaufeln, und die Mühle drehte sich klappernd; sie versprühte Wasserstaub und erstrahlte am Fuß des Staudamms wie eine kleine Sonne.

Ich horchte und wollte gern noch länger hören, wie das Wasser plätscherte, wie die Schaufeln im Takt klapperten und die Stützen summen. Ich hätte noch länger gelauscht, aber ich mußte an den Damm herangehen, ihn von nahem betrachten und mit den Händen prüfen, was das war und wie es funktionierte. Jedes Stöckchen befühlte ich, auch die straffen Knoten aus Lindenbast und die Schaufeln – alles. Ich hielt die Mühle kurz an und setzte sie wieder in Betrieb, fing mit der Zunge die Tropfen auf, die von den Schaufeln flogen, und zog mit dem Finger sogar einen kleinen Graben auf dem Staudamm, um mich zu vergewissern, ob die Mauer fest war.

Aber wartet mal! Allem Anschein nach ist Adam noch einmal am Fluß gewesen. Er hat die Mühle gebaut. Aber wie – im geheimen? Und wann – in der Nacht? Wer hat ihm erlaubt, mit so hoher Temperatur, mit Fieber aufzustehen?

Ich lauschte der Mühle bis zum Abend, als wüßte ich, daß sie nicht lange klappern und neues Unheil nahen würde. Und so geschah es auch.

Die Mittagshitze. Schwüle. Träge plätscherte das Wasser.



Ich lag auf dem Stein wie ein schlafender großer Fisch. Die Schultern und die Arme erschlaft, der Kopf unsagbar schwer, ich konnte kein Auge auf tun. Hier auf dem Stein lag auch die Mühle. Aus dem Schlamm geborgen, zerfledert, trocknete sie in der Sonne. Der Fluß hatte den Staudamm erneut weggerissen. Wieder in der Nacht. Alle Missetaten werden wahrscheinlich bei Nacht verübt. Rex ist auch im Dunkeln getötet worden. Und die Mühle . . . Als ob sich mehrere Unholde in der Dämmerung angeschlichen, sie in den Schlamm geworfen und mit den Stiefeln hineingestampft hätten.

Mir wurde trocken im Mund, und ich bekam einen bitteren Geschmack auf der Zunge. Adam wird nicht kommen. Und ich allein? Was kann ich allein schaffen? Wenn Mutter mir eins hinter die Ohren gegeben hatte, dann war ich am liebsten allein, verkroch mich in eine Ecke, heulte ein bißchen, und alles verging. Aber jetzt – niemand hatte mich in den Rücken geknufft, und trotzdem war mir hundeelend. Die zerflederte Mühle – mit wem wirst du darüber sprechen? Wem kannst du das erzählen?

Es müßte einer dasein. Er müßte neben mir liegen, sich sonnen und mir zuhören, dann würde ich anfangen: Als ich heute früh hierherkomme, gucke ich – kein Staudamm mehr da . . .

Ich will einen Freund haben. Ich will, daß jemand zu mir kommt.

Ich stütze mich auf den Ellenbogen, werfe einen Blick auf den Fluß, zu dem Hügel, hinter dem er hervorströmt, blicke gespannt zu dem Hügel und sehe: Dort kommt . . . ein Kahn kommt! Gemächlich fährt er unter den Weiden dahin, umrundet die kleinen Inseln von Wasserpflanzen und gleitet geräuschlos, ohne zu plätschern oder mit dem Ruder zu glucksen, ins offene Wasser. Die Sonne gießt silbriges Geglitzer über den Fluß, der Kahn naht wie der Mond inmitten von Sternen, und darin sitzt jemand, der auf unser Ufer zusteuert.

Schon ist er ganz nahe – da ist er! Langsam dreht er bei zur Furt. Nun sieht man: Himmelblau ist der Kahn und himmelblau das Ruder. Und was denkt ihr, wer darin sitzt? Ein Mädchen. Sie ist auch himmelblau, hat große Stauneugen und in ihren Zöpfen weiße Schleifen.

Ich war ganz verwirrt, als der Kahn in meine Meerenge einlief und

hielt. Er stoppte in der reißenden Strömung unterhalb des Felsens. Das Mädchen zog das nasse Ruder heraus und legte es auf den Boden des Kahns. Dann richtete sie die hellblauen Augen auf mich.

»Hast du mich gerufen?« fragte sie.

»Aber nein, gerufen habe ich nicht. Ich wollte einfach, daß du kommst.«

»Also gut. Mach bitte das Boot fest, sonst wird es abgetrieben.«

Sie warf mir eine dünne Kette zu, und ich machte den Kahn an einem alten Baumstumpf fest, der sich wie ein Ellenbogen aus der Erde reckte.

»Hör mal«, sagte ich, »die Meerenge ist schmal, mein Bein kommt mit knapper Not zwischen den Felsen hindurch. Wie bist du denn hierhergefahren?«

Über ihr Gesicht glitt ein Schatten. Sie bückte sich, zog den kleinen weißen Schuh aus und klopfte damit, wie um Sand herauszuschütten, gegen die Bordwand des Kahns.

Offenbar ließ sie sich nicht gern ausfragen.

Nachdem sie den Schuh wieder angezogen hatte, besah sie sich den Stein, auf dem ich lag, und fragte: »Was ist das neben dir?«

»Eine Mühle. Sie ist in der Nacht zerbrochen.«

»Adam hat sie dir gebastelt, nicht wahr?«

»Ja, woher weißt du das?«

Sie verstummte abermals, legte den Kopf zur Seite, stützte die Wange mit einem Finger und fragte traurig: »Sag mal, kommt Adam jetzt mit einem Hut?«

»Nein«, antwortete ich. »Er trägt keinen Hut. Er kommt überhaupt nicht. Er liegt bei Großmutter Sirocha im Haus. Die Großmutter packt Adam warm ein und jammert, weil sie an ihre Söhne denken muß. Großmutter Sirocha, damit du's weißt, ist die Mutter seiner Mutter oder eben seine Oma. Adam sagt, er ist vor den Ärzten hierhergeflüchtet, weil sie ihn mit Spritzen verfolgt haben. Kaum ist er ihnen entwischt, schon hat er sich erkältet. Er ist so schwach, daß er nicht aufstehen kann.«

»Ich weiß.« Das Gesicht des Mädchens verfinsterte sich, und sie sah

betrübt auf die Strömung in meiner Meerenge. »Er ist hilflos wie ein Kind. Nicht einmal in die Nähe eines Flusses dürfte er sich wagen und ist doch den ganzen Tag im Wasser gewatet. In der Nacht konnte er kaum Luft holen und war heiß wie Feuer. Dann ist er, obwohl er noch ganz krank war, heimlich an den Fluß gelaufen, die Mühle bauen.«

Wellen schaukelten den Kahn, das Mädchen schaukelte, wiegte vielleicht auch nur traurig den Kopf.

»Bestell ihm einen Gruß!« sagte sie streng, »und bestelle ihm auch: Ich bin böse mit ihm. Er soll auf sich achten!«

»Von wem soll ich das bestellen?«

»Sag – von Nina! Er kennt mich.«

»Ah! Du bist also Nina!« Ich richtete mich verwundert auf. »Von dir habe ich geträumt. Eine Spinnwebe sang im Winde und rief mit dünnem Stimmchen: Niiina . . .«

»Es wird Zeit für mich«, entgegnete Nina. »Mach den Kahn los!« Als ich ihr die Anlegekette zugereicht hatte, stieß sie sich mit dem Ruder ab und fuhr geschwind aus der Meerenge. In dem hellblauen Kleid, mit dem weißen Band im Haar, stand sie, von der Sonne beschienen, in dem Kahn, und es sah so aus, als glitte eine Kerze mit flackernder Flamme übers Wasser.

»Mach's gut!« Sie winkte mir von weitem zu.

»Mach's gut!« rief ich ihr nach. »Komm wieder!«

Der Kahn trieb stromabwärts, huschte wie ein Schatten zwischen den Bäumen dahin und verschwand hinter der scharfen Biegung. Die Kerze schien erloschen.

Zum zweitenmal kam sie gegen Abend.

Zwischen den Ufern nistete sich schon die Dämmerung ein, hier und da quakten junge Frösche, das Wasser war ruhig, schimmerte glänzend. Da erschien in der Ferne ihr Kahn. Ebenso wie beim erstenmal kam er von oben her gefahren, aus der Gegend, wo die Sonne untergeht und der Fluß anfängt.

Schon von weitem war zu sehen, daß Nina diesmal einen anderen Kahn fuhr, keinen hellblauen, sondern einen weißen mit dunklen Strei-

fen, wie aus Birkenrinde geschnitzt. Birkenweiß war der Kahn, und Nina trug einen weißen Sarafan, dazu ein schwarzes Band im Haar.

Auch diesmal war sie traurig, vielleicht sogar trauriger als zuvor.

Sie machte am Ufer fest, begrüßte mich, legte die Hände auf die Knie und blickte bekümmert aus ihrem Kahn ins Wasser.

»Nina«, begann ich, »ist das viel: neununddreißig fünf?«

»Neununddreißig ist viel.« Sie seufzte. »Wenn fünf hinzukommen, ist es noch mehr.«

»So hohes Fieber hat er. Sie sagen, er wird sterben.«

Nina senkte den Kopf und schwieg. Ganz leise gluckste etwas, vielleicht war eine Träne ins Wasser getropft.

»Bist du bei ihm gewesen?« Blinzeln sah sie mich an, ihre Wimpern waren feucht.

»Ja. Sie haben ihn in den Garten unter den Apfelbaum gebracht. Weiß wie Schnee liegt er da. Scheint gar nicht mehr zu atmen. Seine Lider sind geschlossen, ganz, ganz blau, und in den Augenwinkeln hängen weiße Tautropfen. Zuerst erkannte er mich gar nicht. Da ging ich zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. ›Adam, Adam!‹ Er lag wie ein Toter. Als ich ihn noch einmal antippte, schien er wie aus dem Schlaf zu erwachen, griff mit der Hand um sich und stieß dabei auf mich. ›Ah‹, sagte er, ›du bist es, Leand.‹ Er flüsterte kaum hörbar. ›Alles klar, Kapitän, alles klar! Wir beide werden noch einen Staudamm bauen, einen richtigen, aus Mauersteinen.‹ Er tröstete mich, streichelte mich. Seine Hände waren kraftlos, nur heiß, und sie zitterten. Ich wollte etwas sagen, na, viel wollte ich ihm sagen, da wurde ich schon fortgeschickt. Das reicht, hieß es, man darf ihn nicht aufregen. Dort, bei Großmutter Sirocha, ist jetzt eine fremde Frau, so eine mollige, in einem weißen Kittel.«

»Die kenne ich«, warf Nina ein. »Das ist die berühmte alte Ärztin; sie ist extra aus Kiew gekommen.«

Oho! dachte ich. Aus Kiew! Wer hat sie nur bestellt? Wer hat sie hierhergeholt? Verstohlen sah ich Nina an, weil mir einfiel, wie sie am vorhergehenden Abend sehr eilig irgendwohin gerudert war. Wie ein Schatten war sie zwischen den Weiden dahingehuscht und ver-

schwunden. Vielleicht hat Nina die Schnelle Hilfe geholt, um Adam zu retten?

Nacht. Das Schilf rauscht, am Steilufer krächzt etwas. Mutterseelenallein rudert sie auf dem Fluß, und hinter ihr her hecheln Wölfe. . . Erlaube mal, was für Wölfe sind denn auf dem Wasser? Na, Tiger, Krokodile verfolgen sie, der Kahn schlingert, treibt auf einen Abgrund zu, da starrt sie in die Finsternis und flüstert: Die Hilfe! Die Schnelle Hilfe!

Ob Nina in der Nacht etwa so umhergeirrt ist? Ich fragte sie nicht danach, traute mich nicht, denn mir war klar: Sie konnte es nicht leiden, ausgefragt zu werden. Offenbar hatte sie etwas Trauriges erlebt und wollte nicht darüber sprechen.

Ohne es verabredet zu haben, saßen wir stumm – ich am Ufer, Nina in ihrem Kahn.

Die Sonne war schon fast hinter dem Berg untergegangen, der Himmel im Westen prangte rot, und purpurner Schein fiel auf den Fluß. Nahe dem Ufer, im stilleren Wasser, lag der weiße Kahn, darin das Mädchen schaukelte, und ihre Augen schauten bekümmert drein.

»Nina«, sagte ich leise. »Ich möchte sterben. Nur nicht für lange. Ich will mal sehen, wie es dort unter der Erde zugeht. Na, da versammeln sich Menschen, weinen, halten Reden, schütten das Grab zu und gehen wieder. Und was weiter? Was kommt dann? Du liegst im Sarg. Es ist still. Schwarze Nacht. Auf einmal öffnen sich Türen, eiserne, knarrende Türen, du stehst auf und gehst wie in einen Keller hinab, und dort, mitten in der Finsternis, wimmelt es von Menschen, sind alle, die bisher gestorben sind. . .«

»Hör auf!« Nina zitterte, und ihre Miene verdüsterte sich. »Von dort kehrt niemand wieder. Ich habe welche gekannt, bin mit ihnen befreundet gewesen, mit ihnen aufgewachsen, der eine ist verunglückt, der andere durch eine Krankheit umgekommen – keiner ist zurückgekehrt. Untersteh dich ja nicht zu sterben, hörst du!« Sie hieb mit der Faust auf die Bordwand und sah mich streng an. »Sag es auch Adam: Wer stirbt, wird nie wieder leben.«

Ich saß wie vom Schlag getroffen. Aber wie ist das nur? überlegte ich. Wohin komme ich denn? Ich habe doch Arme, Beine, einen Kopf und an dem Kopf Haare und Ohren – geht das etwa alles verloren? Außerdem renne, schreie und bade ich doch – gibt es das dann etwa nicht mehr? Bleibt von mir nichts auf der Erde? Aber nein! Das Mädchen hat übertrieben. Also sagte ich zu ihr: »Ich glaube nicht, daß die Menschen ganz und gar sterben.«

Nina überlegte. Dann erwiderte sie bedächtig: »Ja, ganz sterben die Menschen nicht. Wenn sie in der Erde liegen und selber Erde werden, wächst aus ihnen eine Pflanze oder ein Baum. Aus guten Menschen wächst etwas Gutes: Apfelbäume, ein Fliederbusch oder Gänseblümchen. Aber wer ein schlechter, neidischer Mensch war, wird eine Klette, eine Brennessel oder eine Bodenflechte.«

Ich stampfte mit dem Fuß auf die Erde und wühlte eine kleine Mulde – das gefiel mir sehr! Was wohl anstelle von Hlypa wachsen wird? durchfuhr es mich.



Hlypa und Bakun

Auf der Flußauwe weidete ein altes, weises Pferd. Es hatte seine Jahre auf dem Buckel. Man ließ es frei am Fluß herumlaufen. Wenn es am Ufer weidete, seufzte es oft und schlief im Gehen ein.

Wie man sich erzählte, war es früher weiß, aber sein Fell ist längst ausgebleichen und schmutziggrau geworden. Wenn jetzt Nebel überm Fluß schwadet, zieht das Pferd selber wie Nebel, und man hört nur sein greisenhaftes Wiehern aus einer milchigen Wolke.

An einem heißen Tag verzieht es sich unter eine Weide, in den Schatten, und versinkt in tiefes Nachdenken. Regungslos steht es bis zum Abend mit hängender dicker, leicht behaarter Unterlippe und besinnt sich auf Vergangenes. Schon immer hatte ich gar zu gern wissen wollen: Woran erinnert es sich? Was denkt das Pferd? Was sieht es in seinen Wachträumen?

Vielleicht träumt es von Landstraßen (die hat es bis ans Ende der Welt mit seinen Hufen geklopft), manche riechen für das Pferd nach heißem Staub, andere nach herbstlichem Schlick, der noch und noch zerstampft ist. Vielleicht träumt es von Feldern (die hat es gepflügt, bis sie schwarz waren), vom Heu der Steppe, das wie Tee duftet (wenn es nur einen ganzen Berg von dem Heu bekäme, das es zum Pferdestall gezogen hatte), oder es träumt von der Knute und brennenden Zügeln, von fröhlichen oder galligen Fuhrleuten mit Medaillen, mit Prothesen, mit stinkigem Tabak, kurzum, von all den verschiedenen Männern, die das Pferd vor ihren Wagen gespannt hatten.

Ich weiß nicht, wovon das Pferd geträumt hat. Jedenfalls habe ich oft von ihm geträumt.

Es ist in meinen Traum gekommen, hat die warme Schnauze durch die Nacht gesteckt. Lange hat es versonnen mein Bett betrachtet und mir ins Ohr geprustet. Verschlafen lächelte ich – es kitzelte im Ohr –, streichelte die sammetweichen Lippen des Pferdes, raunte ihm etwas zu und streckte die Hand nach seiner Mähne aus. Ehe ich es mich versah, saß ich auf dem Pferd. Ganz leicht trug es mich den Hang hinauf, mir verschlug es den Atem, mit aller Gewalt hielt ich mich an der Mähne fest. Wir flogen über die Furt, über die Schlucht, es war schön und leicht zu fliegen, aber an mir zerrte etwas, und ich fiel herunter, fiel und fiel, wild schlug mein Herz vor Angst – ich schwebte über einer Schlucht. Wie an einem Faden hing ich, mußte im nächsten Augenblick in die Tiefe stürzen. Ich schrie auf, wurde davon munter, und der Schrei blieb mir

in der Kehle stecken. Kaum war ich wieder eingeschlafen, kam das Pferd zu mir, und wir flogen aufs neue.

Das Pferd hieß Bakun.

Es arbeitete nicht mehr. Es beschloß seinen Lebensabend. Wie alle Alten, sann es über sein Leben nach.

Unentwegt war es in gewichtiges Nachdenken versunken.

Wenn es weidete, rupfte es widerwillig, lustlos Gras, und man sah ihm an, daß es weniger weidete als vielmehr damit beschäftigt war, ein ungelöstes Rätsel zu lösen.

Wenn es in den Fluß lief und das morgendliche Wasser schlürfte, sah man ebenfalls: es grübelte. Sogar mit dem Wasser auf den Lippen überlegte es ernsthaft. Aber im Schatten, unter den Weiden, versank Bakun so in seine Pferdegedanken, daß er vergaß, die Fliegen zu verscheuchen, und diese ihm in die Nüstern und die tränenden Augen krochen.

Niemand störte Bakun. Ganze Tage lang grübelte er.

An unserer Kate kamen allerdings manchmal ein Junge oder ein Onkel mit einem Zaum in der Hand vorüber. Das heißt, sie durften sich Bakun für kleine Arbeiten in ihrer Wirtschaft ausborgen, um Wasser oder aus dem Wald einen gefälltten Baum zu holen. Sah Bakun einen Menschen mit einem Zaum auf sich zukommen, zeigte er weder Freude noch Betrübnis. Friedlich wartete er, friedlich hielt er den Kopf hin und ließ sich aufzäumen. Erst wenn er sich in Bewegung setzte, seufzte er und blähte tief atmend die Flanken.

Bakun wurde nicht oft bemüht. Ein- bis zweimal im Sommer. In diesem Sommer hatte ihn noch niemand gebraucht. Das Pferd schien vergessen zu sein.

Eines Tages erblickte ich Hlypa. Ihr werdet sagen, es sei wohl kein großes Wunder, Hlypa zu sehen. Aber erstens erblickte ich den Waldhüter am hellichten Tage, an dem er sonst immer schlief. Zweitens hatte er einen Zaum über der Schulter hängen, und es pendelten melodisch klingend Zügel an seine Stiefel. Drittens kam Hlypa nicht allein, sondern mit einem anderen Onkel, der so ähnlich wie er aussah. Da fiel mir ein, daß der Nachbar einen Hühnerstall baute und sein Bruder zu Besuch gekommen war.

Sie kamen also das Pferd holen.

Man sah den Brüdern an, daß sie gerade kurz vorher Wiedersehen gefeiert hatten. Beide waren in bester Stimmung, redeten viel, und wenn einer mit der Hand fuchtelte, geriet er sogleich ins Wanken. Hlypa erzählte von Hasen. »Ich ballere drauf! Au, au! und schwupp, hab ich ihn an den Löffeln!« Schwupp, griff Hlypa in einen Busch, verlor das Gleichgewicht und plumpste in den Graben. Es war ein Spaß, anzusehen, wie der Bruder Hlypa wieder auf die Beine half und wie Hlypa dabei den Bruder umwarf.

Die Brüder trugen die gleichen rotbraunen, schwieligen Stiefel, und mit diesen Knobelbechern schlurften sie zur Flußau, wobei sie bald in die Brennesseln, bald in die verschlammten Entwässerungsgräben torkelten.

In einiger Entfernung von ihnen lief ich durch den Garten, an den Sträuchern entlang, zum Fluß. Hlypa und sein Bruder sahen mich nicht, aber ich ließ sie nicht aus den Augen.

Die beiden Männer torkelten zur Furt. Sie stapften über die Steine, da stolperte Hlypas Bruder, fuchtelte mit den Händen und – fiel ins Wasser. In Hose und Stiefeln saß er auf der Sandbank, schlug klatschend mit den Händen aufs Wasser und grölte: »Hach, tut das gut!« Nun half Hlypa dem Bruder wieder auf die Beine, und der Bruder schubste Hlypa in den Fluß.

Dennoch gelangten sie endlich ans andere Ufer. Sicherlich wären sie am liebsten schnell weitergezogen, denn hier knackte es in den Büschen, und es wippte bald an der einen, bald an der anderen Stelle ein Zweig.

Bakun stand am Fuße des Hangs und döste. Aber dieses Geraschel weckte ihn. Das Pferd hob den Kopf, musterte mißmutig mit einem Auge die beiden Gestalten, die triefnaß aus dem Dickicht torkelten. Sicherheitshalber zog sich das Pferd etwas zurück, was wohl heißen sollte: Geht nur durch, liebe Leute! Aber die Brüder hatten kräftige Arme, von beiden Seiten packten sie das Pferd an der Mähne.

Bald darauf führten sie Bakun zur Furt.

Als erster sprang Hlypa vom Ufer auf den großen Stein. Er zog das

Pferd am Zügel, aber es sträubte sich. Bakun ließ sich wahrscheinlich nicht gern mit Gewalt antreiben, schon gar nicht hier, wo man auf den Steinen, die glitschig und wacklig waren, vorsichtig laufen mußte. Sie zerrten an dem Zügel, und das Pferd stürzte so, daß es heftig das Rückgrat verkrümmte und die tränenden Augen schloß. Laßt mich los, ich komme schon! sagte sein leidender Blick.

Doch da war Bakun an die Falschen geraten.

»Hüüüa, du Mistvieh!« Hlypa riß an dem Zügel. »Hawro, gib ihm Saures!« Hlypa zerrte mit solchem Ingrim, als wollte er dem Pferd den Kopf abreißen, und Hawro schlug mit einem Weidenknüppel auf seinen Rücken. »Hawro, gib ihm von hinten Druck!« Daraufhin stemmte sich Hawro mit der Schulter in die Kniekehlen des Pferdes.

Bakun wankte mit dem ganzen dünnen Körper nach vorn, ein Bein rutschte von dem Stein, und da . . . Da knirschte es.

Im ersten Augenblick konnte ich mir nicht erklären, was geschehen war. Ich sah nur: Das Pferd lag, lang hingestreckt, und die hängende Unterlippe zuckte kraftlos.

Erst später begriff ich, daß Bakun fehlgetreten und mit einem Vorderbein in einen Felsspalt geraten war. Dieser Spalt war eng und tief, und in der Tiefe hatte sich der Huf des Pferdes hoffnungslos festgeklemmt.

»Pfui, du dummes Vieh!« Hlypa schlug sich an die nasse Hose. »Hawro, jag ihn hoch, er soll aufstehen, der alte Zossen!«

Hawro besann sich nicht lange und schlug dem Pferd mit voller Wucht in die Rippen, daß sogar ein grauer Striemen blieb. Von Schmerz gequält, stöhnte Bakun bitterlich, zuckte zusammen und kam auf ein Knie. Aber das eingeklemmte Vorderbein hielt ihn fest.

»Hawro, gib ihm eins mit dem Stiefel!« Hlypa zerrte an dem Zügel, und Hawro half mit Fußtritten nach. Bakun zuckte noch einmal zusammen und verdrehte schrecklich den Hals. Sein Fell schwoll beulig an, es sah aus, als würde es sogleich zerreißen, und die alten Knochen würden herausfallen.

Bakun stöhnte.

Da begriff auch Hlypa, daß mit dem Pferd ein Unglück geschehen war.

»So ein Mistvieh!« fluchte er. »Sieh nur, wohin es die Haxe gesteckt hat!«

Einer den Arm um die Schultern des anderen, standen die Brüder vor dem Felsspalt und stierten wankend auf das verrenkte Bein des Pferdes.

»Was nun?« fragte der Bruder. »Ein Reinfall?«

»Los, ran, beide zugleich! Mit einem Ruck!« Hlypa spuckte auf den Stein. Dann trat er zu dem Pferd, ergriff das Bein mit beiden Händen wie jener Großvater im Märchen die Rübe, streckte die Zunge heraus und versuchte – äch! äch! äch! – den Oberschenkel des Pferdes hochzuziehen.

Mit schmerzerfülltem Blick sah Bakun in Hlypas behaartes Ohr.

»Na, was ist, Bruder? Geht es nicht?« fragte Hawro.

»Es ist eingekeilt.«

»Dann ist es erledigt, da kommt es nicht wieder raus.«

Die Brüder setzten sich ans Ufer, legten wieder einander den Arm um die Schultern und stimmten gerade »Ach, Dunja, Dunja!« an, da unterbrach sich Hawro: »Was soll denn nun mit dem V-v-vieh werden, Bruder?«

»Wir brauchen eine S-säge«, sagte Hlypa. »Wir sägen das Bein ab, und basta. Na, was denn sonst? Rausziehen kannst du's doch nicht mehr. Es ist eingekeilt.«

Ich stand hinter dem Gebüsch und hörte ihre Unterhaltung, hörte Hlypa von Absägen reden. Mich schüttelte es, mir standen die Haare zu Berge, alle möglichen entsetzlichen und widersinnigen Schreckensbilder gingen mir im Kopf herum: Zwei mit einer Säge... Sie schleichen sich zu dem Pferd. Knochen knirschen, sie sägen.

Von diesem Sägen und Knirschen wurde mir heiß in der Brust, und mir spukten noch scheußlichere Bilder im Kopf herum. Na, dachte ich, Hlypa würde das fertigbringen, er ist so einer. Von ihm erzählen die Jungen doch auch, wie er einmal einen Kahn versenkt hat: In der Schule hatten sie einen stumpfnasigen Kahn gebaut, ähnlich wie ein Trog. Na, zum Herumpaddeln beim Baden. Aber dieser Gemeinschaftskahn war für Hlypa wie Salz im Auge. Wozu brauchen die so einen Bottich, sagte

er sich. Sie verjagen nur die Wildenten. Also kam Hlypa eines Nachts mit dem Beil, rums, bums, schlug ein Leck in den Boden und stieß den Kahn ins tiefe Wasser.

Hacken und Sägen war für Hlypa nichts Neues, wie ihr seht.

Aber Bakun. . . Da lag er nun, der alte Bakun mit seinen breiten Flanken, er ließ den Kopf tief hängen, und krampfhaft zuckten die Sehnen an seinem Hals.

Ich wollte wie besessen davonestürzen, das Entsetzen saß mir im Nacken, wollte schreien, jemanden zu Hilfe rufen. Jedoch irgend etwas hielt mich zurück. Die beiden Brüder. Sie standen auf, halfen einander auf die Beine, wollten offenbar losgehen. Sie redeten davon, sie müßten zum Brigadier, die Genehmigung einholen, vielleicht könnte man die zahnlose Schindmähre – damit meinten sie das Pferd – einfach umbringen, sie taugte sowieso zu nichts mehr, und so hätte man wenigstens das Fell.

Die Brüder in ihren nassen Hosen ließen Bakun liegen, zündeten sich jeder eine Papirossa an und torkelten am Ufer entlang. Sie gingen zum Kolchosbüro.

Kaum waren sie hinterm Gebüsch verschwunden, sprang ich auf den Stein und war mit wenigen Sätzen bei dem Pferd. Bakun erkannte mich, stupste mich mit seinen trockenen Lippen an die Wange und prustete leise. Sein Maul war warm, jedes Härchen war warm und das verblichene graue Fell wie mit warmem Straßenstaub bestreut. Nur die Augen schimmerten feucht, und von ihnen zogen sich feuchte Bahnen bis zum Hals.

»Bakun, lieber, guter Bakun, steh auf!« Ich klopfte dem Pferd auf den Widerrist.

Bakun ruckte mit dem Kopf, als wollte er sich im nächsten Augenblick hochrappeln, aber er seufzte nur und ließ kraftlos den Kopf hängen. Schwer, unbeweglich wie ein Sack voll Holz war Bakun. Sein Fell war abgeschürft, auf der Brust und an den Gelenken traten beulig die versteinten Knochen hervor. Ich kroch rings um ihn herum und wußte nicht, was tun. Ich befühlte das Bein und erschrak noch mehr. Es war bis oben hin eingequetscht! Als die Brüder Bakun geschlagen

hatten, war es wahrscheinlich noch tiefer eingesunken, wo sich der Spalt verengt, und hatte sich dort verklemmt.

Nun versuche mal einer, es herauszuziehen! Ich versuchte es trotzdem. Ich spannte alle meine Kräfte an und zog und zerrte an dem knöchigen Bein, das hart und steif wie Gußeisen war. Wie weit konnte ich es schon ziehen! Bakuns Knie war blutig geschunden. Was tun? Was sollte ich nur tun?

Minuten verstrichen, der Tag ging zur Neige, mir flimmerte es vor den Augen: Gleich werden sie mit der Säge angetorkelt kommen. Sicherlich sind sie schon ganz in der Nähe.

Ich weiß nicht mehr, wie ich den Berg hinaufgelaufen und nach Hause gerannt bin. Ich wieselte durch unseren Garten, lugte in alle Ecken – kein Mensch zu sehen. An der Haustür lehnte statt eines Riegels der Stock, im Stall zwitscherten aus Leibeskräften die Schwalben, und der Gemüsekeller gähnte als ein schwarzes Loch. Stopp! durchfuhr es mich. Wen suche ich denn? Den gestrigen Tag? Mutter ist doch auf Arbeit!

Ohne zu verschlafen, hetzte ich in die Steppe. Der Weg war staubig, der Mulm unter den Fußsohlen strahlte Wärme aus. Ich lief mit raschen kurzen Schritten, und meine Gedanken eilten voraus: Wie ich Mutter vorfinden, ihr alles erzählen und wie wir Hals über Kopf zum Fluß laufen werden.

Stopp! durchfuhr es mich abermals. Wohin laufe ich? Wo ist denn Mutter? Ich weiß gar nicht genau, wo sie arbeitet.

Ich kehrte um, rannte zurück, rannte abermals so schnell, wie ich konnte. Mir fing es schon in der Magengrube an zu rumoren. Als ich bei unserer Kate ankam, fragte ich mich mit einem Achselzucken: Wohin jetzt? Zu wem soll ich gehen?

Großmutter Sirocha wird mir nicht helfen, weil sie alt ist.

Adam wird mir nicht helfen, weil er selber nicht aufstehen kann.

Hlypa... und Hlypa kommt mit der Säge, und die Knochen knirschen.

Ich raffte mich auf und lief ins Dorf. Wie dem auch sei, irgend jemanden werde ich holen.

Die Sonne stand tief, die Sonne ging beinahe unter, menschenleer lag der große Fahrweg zum Dorf, staubgraue Disteln säumten den Weg, da kam aus der Senke langsam eine einzige Gestalt herauf. Eine Frau mit einem weißen Kopftuch. Ihr Gang, langsam und erschöpft, war vertraut – das ist doch Mutter!

Ich weiß nicht, wie schnell ich bei Mutter war, wie ich das Gesicht in ihre warmen rissigen Hände kuschelte und aus lauter Dummheit zu weinen anfang – konnte ich nicht mehr laufen, oder hatte ich es mit der Angst zu tun bekommen? – und etwas von dem Pferd und von Hlypa stammelte.

Allein standen wir beieinander, kein anderer war auf dem abendlichen Weg. Mutter drückte meinen Kopf an ihre Brust und strich mir sanft, kaum spürbar, mit den Fingerspitzen über das Haar, über den Hals, den Nacken und die, wie sie es nannte, schwarzen Ohren. Sie redete mir gut zu, ich solle mich beruhigen, alles werde gut, und »das Böse samt der Not fänd' im Wasser bald den Tod«. Hlypa werde heute nicht dorthin gehen, sagte sie, weil im Dorfladen Moldauwein angeliefert worden sei und die beiden Brüder bei einer Kiste mit Flaschen so das Gleichgewicht verloren hätten, daß sie vor Tagesanbruch schwerlich wieder auf die Beine kommen würden. Außerdem sagte sie: Wenn Bakun schon so in Not geraten sei, wäre es besser, nicht an ihm zu ziehen und zu zerren, sondern ihn in Ruhe zu lassen. Er werde sich schon zu helfen wissen.

In dieser Nacht flog ich auf Bakun und fiel. Ich träumte, ein schreckliches Ungeheuer schleiche zu unserer Kate und schlage mit der Axt – rums, rums! – eine Ecke ab. Die Kate knarrt schon, sackt schon zusammen, und unter dem Bett fließt Wasser. . . Mutter weckte mich und fragte, ob ich vielleicht zu lange gebadet hätte, und wenn nicht, dann solle ich schlafen und mich nicht herumwälzen.

Am Morgen – schau dir das an: Die Bären haben geraucht, ist Nebel!

Wie in Mull gehüllt waren die Weiden, das Riedgrasdickicht am Fluß, unser Garten und das Dornengestrüpp am anderen Ufer.

Ich lief hinunter und blieb staunend mitten auf der Wiese stehen.

Wunderschön: Ein Nebelschwaden kommt gezogen, wallt heran, hüllt dich vom Kopf her ein, er knistert nicht, krümmt dir kein Haar. Dennoch spürst du: Gesicht, Haar, Hemd – alles tränkt sich mit Nässe, wird weich, und du spürst auf den Lippen den Geschmack von Regenwasser.

Mitten auf der Wiese fing ich mit den Armen duftige Nebelschleier und lief zur Furt.

Dort war doch noch immer Bakun. Wie angeschmiedet lag der Arme. Und hatte nichts gefressen. Man müßte ihm wenigstens etwas Gras rupfen.

Ich lief um den Holunderstrauch herum, und plötzlich Prrrr! schnaubte es aus dem Busch, aus dem Nebel. Ich wich zurück und setzte mich vor Schreck auf den Hosenboden. Das Herz schlug mir bis zum Halse.

Aus dem Busch aber schob sich ein Kopf. Ein Pferdekopf. »Bakun, du? Ja, gibt's denn so was!« Ungestüm stürzte ich zu dem Pferd und hing an seinem Hals. Und es stand und schien zu lächeln, und seine Lippen waren grün vom Saft der Gräser.

»Bakun, wer hat dich befreit? Du vielleicht gar selber? Zeig doch mal dein Bein!« Ach, ich hänge an der Mähne, und dabei steht das Pferd nur auf drei Beinen und hält eins, eben das verletzte, in der Schwebe. Schau nur, wie die Haut abgeschürft ist, der Huf zerschunden, das Blut kaum getrocknet.

Ich unterhielt mich mit dem Pferd, kämmte es, löste die Schmutzkrusten von den Wunden.

Bakun prustete mich an, besprühte mich mit dem Duft des warmen gekauten Futters, da ließ ich ihn laufen. »Geh weiden, Bakun!«

Das Pferd riß den Kopf hoch und sprang mit Mühe ins Weiden-
gesträuch.

Der Nebel lichtete sich etwas. Weiß, ganz weiß stand die Sonne am Himmel, man konnte sie nach Herzenslust anschauen – sie blendete nicht im geringsten. Ich saß an der Furt, auf dem Stein, der wie ein Elefantenrücken aussieht, und beobachtete, wie die Sonne bald aus grauen, fasrigen Wolken hervortrat, bald in ihnen versank. Ich weiß



nicht, ob ich lange so saß, aber auf einmal hörte ich Stimmen. Zwei Männer kamen den Hang herunter und unterhielten sich.

Ich sprang auf. Sie waren es, die Brüder Hlypa!

Der eine trug eine Plane überm Arm, der andere hatte ein Beil und ein langes Schlächtermesser bei sich. Vergnügt plauderten sie miteinander, pafften Zigarren und gingen auf die Furt zu. Sie dachten, Bakun werde dort, zwischen den Steinen eingeklemmt, auf sie warten.

Und da trafen sie aufeinander, die Brüder Hlypa und das Pferd. Wie angewurzelt blieben alle drei stehen und starrten: die Brüder auf das Pferd und das Pferd auf die Brüder. Bakun wieherte verdutzt, und dann . . . Dann traute ich meinen Augen nicht. Bakun, der alte friedliche Bakun, der soeben noch gehumpelt war, warf auf einmal die Hinterbeine in die Luft, wieherte verwegen und sprengte davon, zwar noch etwas lahmend, aber mit so einem Schwung, wie ich es bei ihm lange nicht gesehen hatte.

Bald darauf erscholl am anderen Ende der Wiese sein sieghaftes Gewieher.

Die Brüder sahen einander mit großen Augen an.

»Tja, Bruder, also doch ein Reinfall?« fragte Hawro.

»Es hat sich selber befreit«, erwiderte Hlypa nur.

Dann schlurften die Brüder nach Hause.

Dort aber, wo sie gestanden hatten, sah ich einen Strauch wachsen, einen verfilzten Strauch mit Wolfsbeeren an Dornenzweigen.

Doktor Busko

Im Stall herrscht Halbdunkel. Die Tür ist niedrig, ein Fenster gibt es nicht; in der hintersten Ecke, in der die Futterkrippe steht, ist es stockfinster. In der Krippe piepst es, in den Wänden raschelt es, in den morschen Brettern knistert es. Voller Leben ist der Stall durch all seine unruhigen Bewohner.

Ich ging nicht weit hinein, machte es mir an der Tür gemütlich und wartete.

Von draußen fiel Tageslicht herein. Die Sonne wärmte mir anfangs Hals und Nacken, dann schien sie matter, der Himmel trübte sich allmählich. Ich wurde schläfrig.

Aber ich wartete geduldig.

Da – etwas Helles huschte vorüber, eine Schwalbe flog in den Stall. Dicht unterm Türrahmen war sie hinweggetaucht, ohne ihn zu streifen. Ja, sie kann tauchen! Oft hatte ich schon beobachtet, wie Schwalben mit Bakun spielten. Weidete das Pferd auf der Wiese, kamen sie von weit her geflogen und pirschten sich geräuschlos, dicht überm Erdboden an ihn heran. Ganz niedrig flogen sie und plötzlich – hastdunichtgesehen – unter dem Pferd hindurch. Viele Schwalben flogen unter seinem Bauch hindurch, schwangen sich wieder empor und zwitscherten übermütig. Zuerst flogen nur eine oder zwei unter ihm hinweg, dann eine ganze Reihe. Weiß flimmernd huschten sie zwischen den Pferdebeinen hindurch und schienen Bakun zu necken. Tschilp, tschilp! Fang uns doch! Das Pferd malmte sein Gras, wedelte nur von Zeit zu Zeit mit dem Schwanz, wackelte mit einem Ohr und kümmerte sich nicht um die Schwalben, um ihr Gezeter. Jedoch manchmal schnaubte Bakun unwirsch, wenn ein leichtsinniges Vögelchen ganz dicht vor seiner Nase schwirrte.

Ebenso verwegen war die Schwalbe soeben durch die Tür gesegelt. Anscheinend hatte sie schon von der Straße aus gesehen, daß die



Decke im Stall von einem Pfeiler gestützt wurde. Sie kurvte um den Pfeiler herum, flog an der Decke eine Runde und dann erst zu dem Nest. Ohne zu zwitschern oder mit den Flügeln zu rascheln, flog sie geräuschlos wie ein Schatten. Dagegen wurden die Schwalbenkinder sofort sehr lebhaft und reckten die Hälse. Wshi, wshi, wshi! krakeelten sie alle miteinander; sie waren in dem Nest gar nicht zu sehen, nur grauer Flaum und aufgesperrte Schnäbel. Diese gelblichen Schreihälse gierten, baten, bettelten um Futter. Ein besonders keckes Vogeljunges reckte sich höher und verschlang den Wurm beinahe samt Mutters Schnabel.

Keine Kleinigkeit, so hungrige Mäuler zu stopfen!

Huschte die Schwalbe zur Tür hinaus, ließen sich die Vogeljungen zurücksinken. Sie schlummerten, als wären sie gar nicht in dem Nest.

Still war es im Stall. Still auf der Straße. Es trübte sich ein.

Ich lehnte mich an den Türrahmen, richtete den Blick zur Decke hinauf und betrachtete aus Langeweile das Nest. Habt ihr schon einmal gesehen, wie sich eine Schwalbe ein Nestchen baut? Sie holt vom Ufer verkrustete Schlammklümpchen, und zwar keinen gewöhnlichen Schlamm, sondern gut mit Kräuterwurzeln und Fasern durchwachsen; diese Klümpchen bringt sie in den Stall, kleistert sie geschickt zusammen und pappt sie mit dem Schnabel an die Decke. Dann betrachtet sie ihr Werk aus einiger Entfernung und fängt an zu zwitschern; sie freut sich, daß es ihr so gut gelungen ist. Wirklich geschickt macht sie das. Zuerst formt sie so etwas wie ein Hufeisen oder einen Halbmond, dann einen Beutel, und anschließend erhöht sie das Nest Ring für Ring, so ähnlich wie ein Körbchen. Trocknet das Nest, wird es sogar weiß und hängt jahrelang unter der Decke, ohne zu zerbröckeln.

Oft hätte ich gar zu gern eine Leiter angestellt, um zu dem Nest hinaufzuklettern und wenigstens einen flüchtigen Blick hineinzuworfen. Aber die Leute sagen: Berührst du ein Schwalbennest auch nur mit einem Finger, verläßt der Vogel sofort euren Hof. Er verläßt ihn, kehrt nie wieder und teilt es allen Vögeln mit, damit sie euren Hof meiden. Na, aber wenn man das Nest zerstört. . . Das sollte man lieber nicht tun! Ich habe selber gesehen: Die Schwalbe hat einen roten Streifen auf der Brust. Das ist so etwas wie ein Streichholz. Streicht die Schwalbe mit der

Brust übers Stroh, übers trockene Dach, geht es in Flammen auf. Bis auf die Grundmauer brennt das Haus nieder. Von Störchen hat man mir erzählt, sie holen in ihren Schnäbeln glimmende Scheite, wenn man ihr Nest zerstört.

Vögel kennen keine Gnade für Missetäter.

Aber weder bei uns noch bei Großmutter Sirocha hat die Kate jemals gebrannt. Dagegen bei Hlypa habe ich selber zweimal eine Feuersbrunst erlebt, seine Lehmhütte hat auch jetzt noch Brandflecke, und vom Stall stehen nur noch verkohlte Pfeiler und ein schartiger verkohlter Trog.

Die Schwalben hatten sich daran gewöhnt, daß ich oft auf der Schwelle saß, und flogen einfach über mich hinweg in den Stall hinein, eine flog so niedrig, als wollte sie mich an den Haaren ziepen. Mir machte es Spaß, in diesem Geschwirr, zwischen den huschenden Schwalbenschatten und in dem linden, von Wolken gedämpften Licht zu sitzen. Müde war ich und hörte im Halbschlaf, daß mich jemand rief. »... oonka!« wehte der Wind zu mir heran.

Beunruhigt fuhr ich hoch und blickte auf den Fahrweg. Dort stand Großmutter Sirocha. Die kleine gebeugte Frau mit dem gramverdüsterten Gesicht, in ihrem schwarzen Faltenrock. Mit gestrenger Miene wartete sie schweigend, bis ich bei ihr anlangte.

»Komm mit!« sagte sie barsch. »Adam ruft dich.«

Verwundert ging ich hinter ihr her, sie trippelte schnell, und mir wurde etwas unheimlich. Noch nie hatte Großmutter Sirocha mich gerufen, obendrein zu Adam. Was ging bei ihnen vor?

Wir kamen zur Senke und an Hlypas Kate vorüber, dann bog der Pfad zu Großmutter Sirochas Gemüsegarten, und wir tauchten in blaue Dämmerung, über uns reckten sich ineinander verschränkte Sonnenblumen und ein Gewölbe aus Laub. Kaum traten wir aus dem Garten, waren wir beim Haus der Großmutter.

Eine kleine weiße Kate, vorm Fenster ein weit ausladender Apfelbaum mit Zweigen bis zum Schornstein, Äpfel hingen auf dem Strohdach. Der uralte Baum überdachte fast den ganzen Hof. Ich sah: An dem weißen Stamm stand die weiße Ofenbank, auf Kissen lag Adam und lächelte, so daß man seine Zähne sah; er hatte sehr weiße Zähne mit bläulichem Schimmer.

»Oh, Kapitän Leand!« Grüßend schwenkte er die Hand. »Freut mich, Sie zu sehen! Setzen Sie sich zu mir!«

Er wies auf einen wackeligen Stuhl und warnte: »Vorsichtig! Das ist ein vorsintflutlicher Sessel!« Ich setzte mich, rückte näher zu ihm, fühlte mich wohl und zugleich peinlich berührt, weil er so schön mit mir redete.

Hier unter dem Apfelbaum war es frisch und still. Man saß im Kühlen, über sich einen ganzen Berg schläfriges Laub, und nur stellenweise fielen durch helle Fensterchen Sonnenflecken auf Adams Lagerstatt.

Adam machte keinen Hehl daraus – er freute sich, daß der Nachbar ihn besuchte. Für ihn gab es doch hier nur grüne Langeweile zur Zeit des warmen Sonnenscheins, zu so einer wunderbaren Zeit, in der man nur spazierengehen, in vollen Zügen die herrliche Luft einatmen und in der Sonne braten möchte. Für ihn dagegen hieß es das Kopfkissen drücken, das Unterbett plattliegen und sich mit heißen Getränken zum Schwitzen bringen. Adam sprach mit matter Stimme, dürr und fahl hing seine Hand aus dem Bett. Trotzdem war er nicht mehr so, wie er gestern noch gewesen war. Seine Augen blickten lebhafter, in ihnen spiegelten sich eine gewisse Fröhlichkeit, Spottlust und Unrast.

Die Arme vor der Brust verschränkt, stand Großmutter Sirocha eine Weile neben Adam, sah ihn bekümmert und streng an, seufzte und ging ins Haus. Da zwinkerte mir Adam vertraulich zu.

»Weißt du, warum ich dich gerufen habe? Mir ist von der Aufklärung gemeldet worden, daß dieser Tage an der Furt eine Schlacht stattgefunden hat. Gewisse Leute wollten einem Pferd ein Bein abnehmen. Sie meinten, weil sie ohne Kopf leben, könnte das Pferd mit einem Bein weniger leben. Wie ich höre, bist du dort gewesen, hast alles beobachtet und dich dabei sogar ausgezeichnet.«

Ausgezeichnet? Das war übertrieben. Ich sah Adam an. Ob er mich nur hänseln wollte? Nein, sein Blick war ernst. Trotzdem fragte ich: »Wer hat Ihnen das erzählt?«

»Zuverlässige Leute.«

»Was für Leute sind das?«

»Das ist mein Geheimnis.«

Adam ließ mir keine Ruhe zum Nachdenken und sagte: »Junge, erzähle, wie ihr die Brüder Hlypa an der Nase herumgeführt habt!«

Ich überlegte und rutschte auf dem knarrenden Stuhl hin und her. Was sollte ich denn sagen? Wie ich vor Entsetzen in die Steppe und wieder nach Hause gerannt war, wie von der Tarantel gestochen? Das war doch mein ganzes Heldentum gewesen. Dagegen Bakun – das war etwas ganz anderes. Das Pferd verdiente hundertprozentige Anerkennung.

»Och nein!« Adam war unzufrieden und bauschte das Kissen höher. »So lasse ich dich einfach nicht fort. Wenn wir wieder an den Fluß gehen, nähen wir uns den Mund zu, und es wird geschwiegen. Dann gibt's kein Palaver, nur Arbeit. Ich hab mir etwas Tolles ausgedacht – uff! Aber jetzt, verehrter Leand, veranstalten wir hier in unserer Messe eine Wiedersehensfeier. Dabei muß jeder eine Geschichte erzählen. Einverstanden? Du bist der Jüngere, fängst also an. Ich möchte dich bitten, Leand, etwas aus dem Leben des berühmten Weltreisenden Bakun Sywohrywenko zu erzählen.« Adam ergriff meine Hand, er merkte offenbar, daß ich mich sträubte, und schloß schlicht, sogar bittend: »Ljon, ernsthaft, erzähle! Du weißt doch...«

Die Sonne sank ein wenig, und auf Adams Gesicht und Brust fiel schon gelbgrün geschecktes Licht. Über das Kissen erhob sich das scharfkantige Kinn und ragte die schmale, spitze Nase durchsichtig, wie aus Wachs. Adam befeuchtete die heißen Lippen oft mit der Zunge und atmete stoßweise, röchelnd. Mir kratzte es in der Kehle und brannten auf einmal die Augen. Ich beugte mich vor, sah blinzelnd zur Erde und dachte: Tagelang liegt Adam mutterseelenallein, und außer Großmutter Sirocha spricht niemand ein Wort mit ihm.

»Also gut, Adam...« Ich schniefte. »Wir sind einmal unterwegs gewesen... Aber das ist wirklich wahr!«

Adam nickte. »Wir haben ausgemacht: ohne zu flunkern.«

Ich setzte mich bequemer, warf einen Blick auf Adam, der erwartungsvoll die Hände auf die weiße Decke gelegt hatte. Als ich endlich auf dem Stuhl die richtige Stellung gefunden hatte, fing ich an.

»Wir waren einmal unterwegs, weil ich krank geworden war, Keuch-

husten oder so was hatte. Mutter hatte die leichte Reisekutsche mit Verdeck genommen; mit der fuhr sonst der Brigadier, der jetzt ein Motorrad hat, eine ›Ishak‹. . . .«

»Mutter nahm also die Kutsche mit Verdeck«, erinnerte Adam.

»Ja, sie nahm die Kutsche, spannte Bakun an, mummte mich wie einen Tattergreis in einen Mantel und Schafpelz, weil schon Frost war, und fuhr nach Sagatnoje, zum Arzt. Es war schon Abend, wir klopfen an die Tür, eine Tante mit Eimer und Bastwisch in der Hand öffnete uns. ›Sie kommen zu nachtschlafender Zeit. Keine Sprechstunde mehr!‹ Sie knallte die Tür zu. Na, wir übernachteten, ich weiß nicht, bei wem, und klopfen am nächsten Morgen noch einmal an. Wieder dieselbe Tante. ›Keine Sprechstunde, heute überhaupt nicht mehr. Sydir Petrowitsch ist zu einer Sitzung.‹ Da flüsterte Mutter der Tante etwas ins Ohr, wodurch die Tante beinahe in Ohnmacht fiel. Wir wendeten und fuhren nach Hause.«

Ich legte eine Pause ein und lugte verstohlen zu Adam, ob er zuhörte. Hellwach lauschend, hatte er den Mund leicht geöffnet, und um seine Lippen spielte leis ein trauriges Lächeln. Schweigend überlegte ich: Ob er mich bitten wird, weiterzuerzählen?

»Und wie ging es weiter?« Adam wurde ungeduldig. »Es muß doch etwas von dem Pferd kommen.«

»Oh, das habe ich ganz vergessen!« Ich besann mich. »Sehen Sie, ich wollte auch von dem Pferd erzählen und bin davon abgekommen. So geht es mir manchmal. Also, wie war das doch gleich? Ach ja! Sind Sie schon einmal in Sagatnoje gewesen? Nein? Das ist schade. Der Fluß ist dort anders als bei uns. Nicht tief, aber breit, der Grund sandig und voller Krebse, das wimmelt nur so – man kann sie mit der bloßen Hand fangen. Dort gibt es eine gepflasterte Furt, du fährst wie gewiegt darüber. . . . Damals war Herbst, wehte kalter Wind, er fuhr dir wie mit dem Hobel über den Rücken. Um schneller nach Hause zu kommen, wollte Mutter durch die Furt fahren. Wir kamen ans Ufer und guckten verdutzt – der Fluß war zugefroren. Am Tag vorher hatte das Wasser noch zwischen den Steinen gebrodelt, aber jetzt – eine geschlossene Eisdecke. Mutter versank in betrübtes Nachdenken. Was tun? Zur Stadt fahren?

Das sind über fünf Kilometer. Während sie noch überlegte, schlüpfte ich unbemerkt aus meinem Schafpelz und flitzte aufs Eis. Das Eis sah wie Glas aus und war noch ganz frisch. Schlidderst du auf so frischem Eis, trägt es dich wer weiß wohin. Nach mir ging auch Mutter auf das Eis. Sie blieb eine Weile stehen und hüpfte etwas. Das Eis knackte und bog sich, brach aber nicht. Jedoch das Pferd? Seine Hufe sind scharfkantig. »Wenn das Pferd einbricht«, murmelte Mutter überlegend, »wird es sich die Beine brechen. Es wird gar nicht auf das Eis gehen, selbst wenn es nicht einbricht; es ist nicht entsprechend beschlagen.« Bakun hatte wahrscheinlich gehört, was für kummervolle Gedanken sich die Mutter machte. Er ging zum Fluß, wieherte und beschnupperte das Eis. Ich gucke erstaunt: Was macht er? Er läßt sich auf die Knie sinken und krümmt die Beine wie Schlittenkufen. Alles klar zur Schlidderfahrt übers Eis! So zeigte er uns Einfallsslosen: Stoßt mich ab! Mutter klatschte in die Hände. »Ist das aber ein gescheites Tier! Los, Ljon, die Kutsche schieben!«

Wir stemmten uns von beiden Seiten gegen die Kutsche, schoben, und das Pferd rodelte auf Knien übers blanke Eis. Die Eisdecke beulte sich und knisterte, aber alles ging gut. Erst am Ufer, hopp, rappelte sich Bakun hoch und sprang auf die Beine. Das war bei mir übrigens gar kein Keuchhusten; ich hatte mich einfach beim Schlittschuhlaufen erkältet«, setzte ich hinzu, damit sich Adam wegen meiner Krankheit keine Sorgen machte. »Als wir nach Hause kamen, ließ mich Mutter eine Weile den Dampf frisch gekochter Kartoffeln einatmen, und ich wurde wieder gesund.«

»Eine gute Geschichte«, sagte Adam. »Von Bakun – das ist einfach großartig. Ich kann mir nur nicht recht schlüssig darüber werden, wen man eigentlich mehr ein Pferd nennen sollte – Bakun, der auf Knien über das Eis gerutscht ist, oder jene Tante, die mit den Worten »Keine Sprechstunde!« die Tür zugeschlagen hat. Was meinst du, Leand?« Er wandte sich an mich.

»Meiner Meinung nach...« Ich zog die Stirn kraus und rutschte schnaufend auf dem Stuhl hin und her, weil Adam mir eine sehr knifflige Aufgabe gegeben hatte. »Meiner Meinung nach... Haben Sie aber viel

Äpfel, und sie werden schon reif, bekommen schon rote Bäckchen. Darf ich einen kosten – den dort, der runtergefallen ist?»

»Koste ihn!«

Ich holte den Fallapfel mit dem Fuß zu mir heran, stieß ihn mit der Fußspitze in die Luft, fing ihn im Flug auf und biß hinein. Ganz grün war er und sauer, mir zog sich im Mund alles zusammen, und es flimmerte vor den Augen.

Obwohl Adam nicht abgeissen hatte, bekam er auch ganz kleine Augen. Er lächelte verstohlen.

»Du bist ein ganz Schlauer!« sagte er zu mir.

Er drehte sich auf die Seite, schüttelte das Kissen auf, und ich sah, daß er anfangen wollte zu erzählen.

»Nun zu meiner Geschichte, hör zu! Da wir einmal von der Medizin reden, Ljonja, will ich dir von dem berühmten Doktor Busko erzählen. Er ist nämlich«, Adam änderte den Ton und seufzte hoffnungslos, »ja, er ist mein Aibolit.«

Großmutter Sirocha trat aus dem Haus. Sie brachte ein Schälchen, ein Glas Wasser und ein Pulver.

»Ist es schon wieder soweit?« sagte Adam verdrossen.

»Trink!« sagte Großmutter Sirocha.

»Liebe Großmutter Lisa! Ich habe schon so viel von diesem ekelhaften Zeug geschluckt. . . «

»Alle zwei Stunden. . . Trink! So hat sie es verordnet, die Frau Professor.«

»Also gib her!« Adam schluckte das Pulver, und durch diese Arznei schienen seine Lippen noch weißer zu werden.

Die gute Lisa Sirocha entfernte sich, und Adam versank in Nachdenken. Sein inneres Gleichgewicht war gestört. Das schütterere, glattgekämmte Haar wurde auf einmal feucht. Auf seinem Gesicht zeigten sich gelbe Flecke. Er lag auf dem Kissen, als döse er vor sich hin. Nach einer Weile ermunterte er sich wieder und wandte sich an mich.

»Also – die Geschichte von Doktor Busko«, sagte er in dem gleichen versonnenen Ton, in dem er angefangen hatte. »Ich bin ein glücklicher Mensch, ich habe zwei Großmütter. Die eine wohnt in der Steppe, die



andere in Polesje. Und Polesje, mein lieber Ljonja, ist das Reich der Pilze und Wassernymphen. Was es dort für dichte Wälder, Seen und Flüsse gibt! Störche leben auch dort.

Großmutter Hrunja hatte auch ein Storchenpaar. Der Storch wurde Busko genannt und die Störchin Bussycha. Zum Frühlingsanfang kehrten sie immer aus der Fremde zurück und kreisten über dem Dorf. Dann trat Großmutter Hrunja aus dem Haus und winkte ihnen mit dem Kopftuch zu. Immer tiefer kreisten die Störche, und die Großmutter bat die Jungen, ein Wagenrad aufs Dach zu bringen. Auf diesem Rad ließen sich die Störche nieder und bauten sich ihr Nest.

In einem Jahr hatten wir einen kalten Frühling, in der Nacht setzte plötzlich Schneetreiben ein. Die Großmutter kam auf den Hof – bis zu den Knien nasser Schnee; im Schnee aber lagen Busko und Bussycha, ließen die Flügel hängen und hoben gar nicht mehr den Kopf. ›Ihr meine Armen!‹ jammerte Großmutter Hrunja, holte sie ins Haus, heizte den Ofen, gab ihnen zu fressen und flößte ihnen Kräutertee ein.

Busko und Bussycha erholten sich und liebten die Großmutter noch mehr.

Sie bauten sich ein hohes, wunderschönes Nest. Abwechselnd bewachten sie es. Ich erinnere mich: Es dämmerte schon, der Himmel war voller Sterne, hell, und im Nest stand, wie mit Kohle gezeichnet, der Storch! Auf einem Bein stand er, reckte den Schnabel in die Höhe, und es sah so aus, als hänge der Mond an seinem Schnabel.

Vorm Schlafengehen unterhielt sich Großmutter Hrunja gern mit den Störchen. Sie stellte sich mitten auf den Hof und fragte: ›Was meinst du, Busko, versprichst du uns für morgen keinen Regen?‹

›Kla, kla‹, antwortete Busko schnabelklappernd.

›Ja, man sieht's ja auch‹, sagte die Großmutter. ›Die Sterne sind klar, das Gras trocken, es wird heiß werden. Ich hatte schon die Pflänzchen zurechtgelegt und wollte den Kohl in die Erde bringen, aber jetzt denke ich, es wird nichts werden.‹

›Kla, kla‹, sagte Busko.

›Tja, wenn's halt so ist.‹ Seufzend ging die Großmutter ins Haus.

Die Störche aus der ganzen Gegend hatten sich schon eingefunden, drehten ihre Abschiedsrunde über den Wäldern und den Seen, und ein Schwarm nach dem anderen flog ab zu den warmen Ländern. Die Störche der Großmutter aber blieben. Noch und noch kreisten sie über dem Dorf und schrien aufgeregt – die Großmutter ließ sich nicht blicken. Da flog Busko auf den Hof. Dort sah er die Haustür offenstehen. Er ging ins Haus, spähte mit seinen braunen Augen blinzelnd zur Liege. Na so etwas! Dort lag die Großmutter todsterbenskrank. Sie konnte kein Wort hervorbringen. »Kla, kla«, sagte Busko und eilte hinaus. Bald darauf brachte er ihr im Schnabel einen Frosch, frisch gefangen im Sumpf.

»Ach, du mein guter Doktor«, stöhnte die Großmutter, durch Buskos herzliche Fürsorge gerührt. »Ja, du willst mich gesundmachen und bringst mir dein Heilmittel. Also muß ich wohl aufstehen und euch zum Abschied winken, weil ihr ohne die Großmutter nicht fortfliegt!«

Stöhnend erhob sich Großmutter Hrunja und gab den Störchen das Abschiedsgeleit. Bald darauf starb sie.

Im Frühling aber wunderten sich die Leute – Tag für Tag kreiste ein Storchenpaar hoch am Himmel und wollte sich nirgends niederlassen. Schließlich baute es sich sein Nest auf einer kahlen Kiefer vorm Dorf, auf einer Kiefer nahe den Gräbern, in denen Großmutter Hrunja mit ihren Söhnen ruhte.«

Adam beendete seine Geschichte. Wahrscheinlich war er angestrengt, er schob eine Hand unter den Kopf und schien wieder halb zu schlummern. Wenn er so weiß und still lag, wurde mir manchmal angst und bange. Ist Adam überhaupt noch da? Du schaust hin, die Bettdecke liegt glatt und bauscht sich nirgends, als läge gar kein Mensch in dem Bett, es gucken nur ein spitzes Kinn und eine Nase heraus. Am unteren Ende des Bettes, auf einem Stuhl, der darangestellt war, ruhten, weiß und unbeweglich, Adams Beine.

Schläfrig schlug Adam ein Auge auf, entdeckte mich und wollte ein wenig lächeln, zuckte aber nur mit den Lippen.

»Was ist, Leand?« fragte er irgendwie schuldbewußt. »Ist meine Geschichte traurig?«

»Die von Busko?«

»Natürlich.«

»Nein, wie kommen Sie darauf? Die ist interessant. Ich frage mich nur: Wo sind eigentlich die Jungstörche? Hatte Busko Kinder?«

»Ja. Die sind ausgeflogen. Jedes junge Paar sucht sich eine neue Gegend.«

»Kommen sie auch zu uns in die Steppe geflogen?«

»Selten. Störche lieben Gewässer, Wälder, ausgedehnte verschilfte Flußauen.«

»Fahren Sie einmal dorthin, na, wo Großmutter Hrunja gelebt hat?«

»Wer weiß? Vielleicht geschieht ein Wunder, und ich fahre dorthin.«

»Wenn ich zwei haben könnte, zwei Kleine! Ein Wagenrad würde ich schon finden.«

»Du bist ein ganz Schlauer!« sagte Adam und lächelte nun doch.

Wir waren gerade so richtig im Gespräch, da kam wieder Großmutter Sirocha aus dem Haus, wieder mit dem Schälchen, einem Glas Wasser und dem Arzneipulver in der Hand.

»Großmutter Lisa!« Adam flehte sie wie ein Kind an. »Ich hatte gehofft, den Spritzen, Pulvern und Arzneien zu entfliehen... Wie mir die zum Halse heraushängen!«

»Trink!« sagte die Großmutter. Ihre Hände zitterten, so daß Wasser aus dem Glas schwappte, und ich sah, ihr standen Tränen in den Augen. Mit ihrem trockenen runzligen Mund schluckte sie diese ungebeten Tränen und sagte unterdrückt schluchzend: »Will ich etwa dich und mich quälen, mein Junge? Ich denke nur: Vielleicht hilft es, vielleicht kommst du wieder auf die Beine, schöpft neue Kräfte. Du wirst doch vor meinen Augen immer weniger. Was ist das nur für ein unsinniges Leben; meine Jungen würden auch schon so groß sein, würden sich lachend ihres Lebens freuen, und beide sind dahingerafft worden.«

»Großmutter Lisa!« Adams Stimme zitterte auch etwas. »Verzeih mir! Ich bin ein Hauklotz. Ein Trottel bin ich. Entschuldige! Ich werde dich nie wieder quälen. Gib mir die Arznei!«



Großmutter Lisa trippelte ins Haus, und ich saß lange tiefgebeugt; etwas lastete auf meinen Schultern, auf dem Herzen. Wenn man es sich richtig überlegte, war ich wahrscheinlich auch schuld, und nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar bestimmt. Ich hatte Adam ins Wasser gelockt, hatte mich dann noch gefreut, ich Dämlack: Oh, ich habe einen Staudamm, oh, ich bekomme eine Mühle! Wegen dieses Spielzeugs mußte nun ein Mensch büßen.

»Wir werden nicht mehr zum Fluß gehen«, murmelte ich stirnrunzelnd.

Nachdem Adam die Arznei genommen hatte, wurde er wieder stiller, und gelbe Flecke bedeckten sein Gesicht. Auf meine Bemerkung erwiderte er zunächst kein Wort, er machte einen tiefen Atemzug und sagte dann erst: »Wir gehen wieder an den Fluß, Ljonja. Denn weder der Fluß noch du, mein Freund, sind im geringsten schuld. Was mich betrifft, das ist komplizierter. Wie soll ich es dir erklären? Na, sagen wir, du bist mit einem Boot weit aufs Meer hinausgefahren, und auf hoher See wird dein Boot plötzlich leck. Was wirst du tun? Wirst du die Hände in den Schoß legen und demütig warten, bis die Wellen über dir zusammenschlagen? Oder wirst du rudern? Klarer Fall, du wirst rudern, wirst dich in die Riemen legen, solange die Kraft reicht, solange du kannst. So ist es auch mit mir, Ljonja. Schon vor langer Zeit, als ich noch im Institut war, ist mein Boot leckgeschlagen. Aber ich rudere. Ich gehe auf Grund, aber ich rudere. Um selbst auf der letzten Welle noch, ebenso wie du, wie alle normalen Menschen, zu leben. Klar, Kapitän? Wir beide werden an den Fluß gehen und den richtigen Staudamm bauen, aus Mauersteinen. Auch die Mühle werden wir aufstellen, die dich mit ihrem lustigen Geklapper grüßt, wenn du zur Schule gehst. Sobald ich wieder etwas auf den Beinen bin, gehen wir hin!«

Auf der Schwelle stand Großmutter Sirocha, sie war herausgekommen, um Adam aufzubetten. In zittriger Erregung hörte sie ihm zu, und auf ihrem welken Greisinnengesicht schien der kummervolle Vorwurf erstarrt: Was faselst du da, Adam? Wohin wirst du noch gehen, so krank wie du bist, wenn ich dich wie ein kleines Kind ins Haus bringen muß?

Hinter dem Spinngewebe

Heute war sie anders.

Seht nur: Sie naht mit ihrem Boot, steuert auf mich zu und winkt schon von weitem. Ordentlich gekämmt saß sie auf der Bootsbank, und ihr langer Zopf hing bis ins Wasser. Fröhlicher als sonst lief ihr kleines Boot über die Wellen.

»Guten Morgen!« rief sie mir zu.

»Grüß dich, Nina! Vorsicht, dort liegt ein Baum im Wasser!«

Dann umschiffte sie den unter Wasser liegenden Stein, bei dem das Wasser hell und klar war, schlingerte auf den Wellen und raste in die Meerenge. . . Du waghalsiges Mädchen! Ich zuckte zusammen, denn das Boot wurde von der Strömung mitgerissen, so daß sich der Bug in Gischt hüllte, und jagte zwischen den Steinen dahin.

Nina duckte sich und hielt das Ruder kerzengerade in die Höhe. Unterhalb des Felsens verlangsamte das Boot seine Fahrt und blieb schließlich ruhig liegen.

»Du hast den Bogen aber raus!« sagte ich und spähte zu ihr, zu der Meerenge. »Ich hatte schon gedacht, du würdest gegen den Stein geschleudert werden. Reich die Leine rüber, ich mache das Boot fest. Weißt du, Nina«, plapperte ich weiter, »hier, in diesem Felsspalt war das Pferd steckengeblieben.«

»Ich weiß«, sagte Nina. »Genau hier war es. Ein spitzer Stein hatte sich in Bakuns Bein gebohrt; ich habe seine Wunde mit Jod bepinselt und den Steinsplitter mit dem Ruder abgehauen.«

»Du hast das gemacht?« Vor Überraschung verschlug es mir den Atem. »Dann hast du Bakun befreit?«

Nina schien meinen Ausruf nicht gehört zu haben. »Tram. . . tram. . .« Sie sumnte ein Lied und klatschte dazu im Takt mit den Händen auf die Schenkel: eins, zwei. . . Ich hatte vergessen, daß sie nicht gern von sich sprach. Also versuchte ich es mit einer List, sie auszufragen.

»In der Nacht kann man ja nichts sehen!« sagte ich dreist triumphierend.

»Doch, man kann. Ich habe nämlich eine kleine Lampe.«

»Wo denn?«

»Hier!« Sie gab mir einen weißen Pilz mit einer großen Kappe.

»Das ist doch 'n Pilz!«

»Na und? Bei Nacht leuchtet er.«

Ich hielt den Pilz unters Hemd, schirmte mit den Händen das Licht ab und steckte die Nase in das Dunkel. Stimmt, der Pilz leuchtet! Kaltes blaues Licht strahlte er aus. Durch diesen Lichtschein schimmerte es unter meinem Hemd bläulich, entstand so etwas wie eine kleine Nacht: Himmel, Erde und Vollmond.

»Weißt du, Nina«, ich sprang auf, »nimm deine Lampe und komm mit zur weißen Lehmkuhle!«

»Was gibt es denn dort zu sehen?«

»Dort ist eine Höhle. Eine richtige Höhle. Ganz, ganz tief. Richtig zum Gruseln. Komm!«

Ich gab ihr die Hand, sie sprang aus dem Boot ans Ufer und zog ihre weißen Pantoffeln aus. Sie war fast ebenso groß wie ich, bis zum Scheitel reichte sie mir; höchstens etwas schwächtiger war sie und nicht braungebrannt, ebenso wie Adam.

Bisher hatte Nina nur in ihrem Boot gegessen. Jetzt trat sie auf den Stein und senkte aus irgendeinem Grunde den Blick. »Keine Angst, komm, wir gehen!« Ich führte sie durch die Furt, durch das Weidengestrüpp ans andere Ufer.

Der Pfad wand sich bergauf. Der Boden unter unseren Füßen war trocken, rötlich, und wir stießen des öfteren auf bunte Feuersteine. Nina hüpfte vor Vergnügen: Ach, wie hübsch! Mädchen bleibt eben Mädchen. Hier, ich zeigte Nina die schönsten Feuersteine: es gab spitze, es gab flache und solche, die wie altertümliche Dolche aussahen.

»Und was für Farben sie haben! Sieh nur: zitronengelb, grün, blutrot. Und wie sie Funken sprühen! Zu Hause habe ich eine ganze Mütze voll Feuersteine. Wenn du willst, tausche ich sie gegen deinen Lampenpilz. Ach, ich gebe sie dir auch so. Kannst sie behalten.«

Gemütlich schwatzend zogen wir weiter, an dem Berghang entlang.

Man konnte schon sehen, daß bald die tiefe Grube kommen würde; der Weg war jetzt mit weißem Ton beschüttet. Da war schon der steile Abhang, eine fast senkrechte rötliche Wand, die vom Regen ausgewaschen war, und am Fuße der Wand klafften Höhlen, Gänge zu unterirdischen Lehmabbaustellen.

Also wie soll ich es euch schildern: ein rundes Loch, durch das man wie im Garten in den Gemüsekeller klettern muß. Die unterirdischen Gänge waren sogar ziemlich gleichmäßig ausgeschachtet. Nur war es darin dunkel, und Kälte schlug uns entgegen.

»Gehen wir rein?« fragte ich unschlüssig.

Wahrscheinlich zog ich eine ziemlich süßsaure Miene, denn Nina lachte. Da holte ich tief Luft – mochte kommen, was wollte – und lief hinein, bis zum obersten Absatz. Nina folgte mir. Sie hob ihren Pilz hoch, wir faßten uns an und gingen immer tiefer ins Innere der Erde.

Der ausgeschachtete Gang war abschüssig und glitschig; vorsichtig setzte ich zuerst den einen, dann den anderen Fuß vor. Irgend etwas Klebriges, vielleicht ein Spinngewebe, blieb an meinem Kopf hängen. Geduckt lief ich weiter und spürte im Nacken Ninas Atem.

»Gruselt's dich nicht?« fragte ich.

»Nein. Müssen wir noch weit laufen?«

»Ein ganzes Ende.«

Ob sie sich fürchtete, weiß ich nicht; mir wurde jedenfalls unheimlich. Über uns hing immerhin ein ganzer Berg Erde, fuhren Traktoren und arbeiteten Männer mit Schaufeln. Wo der klitzekleine Ausgang lag; war nicht mehr zu sehen. Könnte man notfalls etwa schnell dorthin flüchten? Unwillkürlich spürte man: Die Erde war in Bewegung, knirschte. Alle Augenblicke rieselte ein Sandstrahl herunter. Wir hielten den Atem an. Wenn wir miteinander sprachen, dann nur im Flüstern.

»Nina«, flüsterte ich, »halte das Licht höher, es ist doch dunkel!«

»Vielleicht sollten wir lieber umkehren?«

»Wir sind bald da.«

Tiefer tappten wir ins Innere der Höhle hinein, sie wurde immer düsterer, und Kälte griff nach unseren Waden. Plötzlich rutschte ich

aus und schlidderte ins Dunkel, in ein nasses Loch. Von oben fiel mir etwas Nasses – patsch! – auf den Rücken und leuchtete mir ins Ohr. »Nina, wo bist du?« Wir erschrakten beide, aber im nächsten Augenblick prusteten wir vor Lachen.

Nina stand auf und hob ihren Leuchtpilz in die Höhe. »Oh!« sagte sie bezaubert. »Sieh nur, wie schön es hier ist!« Wir waren schon in der Tonlagerstätte, in der weißen Höhle, angelangt. Seid ihr schon einmal in einer weißen Höhle gewesen? In einer Höhle aus reinem weißem Ton? Habt ihr schon einmal gesehen, daß Fußboden, Wände und Decke bläulich weiß schimmern und alles frostiges Licht ausstrahlt?

Nina betrachtete das weiße Strahlen, ihr Gesicht verriet ein großes Staunen, und auf ihren Wangen spielten rosige Grübchen. Darin schien Honig zu glitzern. Mir wurde davon ganz süß im Mund, und ich leckte mit der Zungenspitze über ihre Wange.

»Huuch, was machst du?« sagte Nina. »Das ist wie Eis im Gesicht.«

Sie wischte sich die Wange mit der Hand ab, hob ihr Lämpchen noch höher und trat nahe an die Wand heran: In dem weißen kalten Ton, der die Spuren von Schaufeln trug, glitzerten bunte Steinchen und funkelten rote Adern. Aus diesen Adern rann Wasser und fiel ihr in eisigen Tropfen vor die Füße. Die Tropfen schienen sofort zu gefrieren, und jeder Aufschlag eines Tropfens hallte durch die Höhle.

Ich war durchgefroren, schmiegte mich an Nina, und wir flüsterten einander ins Ohr.

»Nina, deine Augen leuchten.«

»Deine auch.«

»Deine Nase ist kalt.«

»Deine auch.«

»Deine Lippen bibbern.«

»Deine auch.«

»Komm, wir flüchten!«

»Komm!«

Die Höhle dröhnte, als wir zurückrannten.

Wir kraxelten nach oben, schubsten einander und schrien auf – ob vor Angst oder vor Lachen, kann ich nicht sagen. Endlich waren wir



wieder unter freiem Himmel. Die Sonne und die Wärme und die Düfte auf der Erde – herrlich!

Wie geblendet standen wir nebeneinander, wärmten uns und genossen die frische Luft.

»Komm, wir spielen mit den Feuersteinen!« schlug Nina plötzlich vor.

»Meinetwegen!« stimmte ich zu, dachte aber: Das könnten wir auch bleibenlassen. Ein Mädchenspiel, mit Steinen. Ich hatte nur andere spielen sehen. Verdammt langweilige Sache.

»Wir fangen an, ich bin die erste!« sagte Nina und ergriff mehrere schöne, abgeschliffene Steine. »Oh, genau fünf!«

Sie setzte sich auf die Erde und strich ihr Kleid glatt, dann pustete sie mit geheimnisvoller Miene in die Faust und ordnete die Steine auf der flachen Hand.

»Ich spiele ›Glucke‹«, verkündete sie.

Ehe ich es mich versah, hatte Nina die Steine hoch geworfen. Ihre Hand huschte durch die Luft und fing – schwupp! – die Steine mit dem Handrücken auf. Sie stießen in der Luft aneinander und fielen ungeordnet auf die Hand, aber keiner rutschte auf die Erde. Erneut warf Nina die Steine in die Luft, und wieder landeten sie sicher auf der Hand.

Das war gekonnt!

Ich hatte früher einmal »Glucke« probiert, aber nur einen oder zwei Steine aufgefangen. Dann durfte man nach der Regel nur mit diesem einen oder diesen zwei Steinen weiterspielen, die von der »Glucke« aufgelesen worden waren. Fängst du keinen einzigen auf, ist für dich Schluß – schwirr ab, mein Lieber!

»Und jetzt ›Fähre!‹« sagte Nina.

Sie schüttete ihren ganzen Schatz auf die Erde, spielte »Fähre« und dann »Karussell«. Schnell warf sie die Steine ganz hoch, und während sie einzeln, zu zweit oder zu dritt vor ihrer Nase in die Luft flogen, hob sie von der Erde noch einen flachen Stein auf und warf ihn ebenfalls in die Luft; dann klatschte sie in die Hände, drehte sich flink nach allen Seiten und fing alle Steine auf, ohne auch nur einen einzigen zu Boden fallen zu lassen. Ich sah nur, wie ihre Zöpfe sausten, wie ihre Augen

rollten, wie in der Sonne ihre Knie schimmerten und wie sie den Mund aufriß, als wollte sie die Steine, die vor ihr herumschwirrten, damit auffangen.

»Das war's!« sagte Nina prustend, schlenkerte einen Schweißtropfen von ihrer Nasenspitze und setzte sich erschöpft auf die Erde. Ihre Wangen glühten, und in ihren Augen blitzten fröhliche Fünkchen.

Na, klar – sie freute sich unbändig!

Aber was sollte ich nun vorführen? Wie sollte ich Armer meine Ehre retten? Wenn wir am Wasser wären oder »Großvater führt die Großmutter« spielten, dann würde ich einen Stein so übers Wasser werfen, daß er an die dreihundertmal springt. Um es genauer zu sagen: Wenn nicht dreihundertmal, dann immerhin sieben- oder achtmal. Aber hier. . .

»Hör zu, Nina«, sagte ich, »wir gehen lieber auf die Chiwrja!«

»Hast wohl Angst, was? Willst du nicht spielen?«

»Ich hab keine Angst«, erwiderte ich. »Aber wir kommen sonst zu spät zur Chiwrja.«

»Was ist denn daran interessant?«

»Naa! So was hast du noch nie gesehen. Hopplå, beeil dich!«

Die Chiwrja ist unser Berg; er hat seine Steilwand der Sonne zugekehrt. Bei praller Sonne verbrennt dort das Gras, duftet die Erde unglaublich, brennen die Augen allein von den verdorrten Wermutstauden.

Wir kletterten auf den Berg, näher zum Himmel, von wo aus man Ausblick hat auf die Steppe, auf die bucklige Aufschüttung des Weges und die Telegrafmasten, die wie Bleisoldaten in der Steppe stehen.

»Setz dich!« sagte ich zu Nina und klopfte mit der flachen Hand auf den heißen Pfad. Wir setzten uns so, daß Nina mich und ich Nina sah.

»Rate mal, wer hier wohnt!« Ich zeigte ihr eine kleine Höhle, die geschickt im Gras versteckt war.

In diese Höhle konnte man höchstens mit einem Finger hineinfahren. Aber wie schön sie angelegt war: die Wände geglättet, rund gewölbt, hauchdünn mit Watte ausgeschlagen. Befand sich die Höhle auch in der Erde, so war sie doch reinlich und hell.

»Hier wohnt eine Kreuzspinne«, sagte Nina.

»Richtig. Wir werden jetzt mit ihr sprechen.«

Ich holte mein Spezialgerät aus der Hosentasche, einen dünnen Kapronfaden und etwas Harz. Ich rollte das Harz auf der Hand, hauchte es an, damit es sich erweichte, und knetete eine »Zunge«. Diese Zunge befestigte ich an dem Faden und ließ sie behutsam in die kleine Höhle hinab.

»Zieh mal daran!« sagte ich zu Nina. »Aber nicht so doll, nur so, ganz sacht!« Ich zeigte ihr, wie man die Spinne reizen konnte, und log, wenn man sie reize und sie böse werde, fange sie an zu pfeifen.

»Na, was ist?« fragte ich.

Nina beugte sich mit geheimnisvoller Miene über die kleine Höhle; mit der einen Hand ließ sie den Faden tanzen, mit der anderen, mit dem Zeigefinger, drohte sie mir.

»Pssst! Sie berührt ihn. . . Sie ergreift den Faden!«

»Wenn sie ihn richtig festhält, zieh sie raus!«

So geschah es – Nina schnellte zurück, der Faden mit ihr, und die Spinne schoß wie der Krebs am Köder aus der Höhle. Die graue Spinne mit dem Kreuz hatte sich mit ihren Zangen in dem Harz festgebissen. Unmittelbar vor Ninas Nase schaukelte sie an dem Faden und strampelte mit den behaarten Beinchen.

Nina hätte kein Mädchen sein dürfen, wenn sie nicht aufgesprungen wäre, die Spinne fortgeworfen, gequitscht und mir einen Katzenkopf versetzt hätte. »Ach, du Schwindler! Hast du mich erschreckt!«

Während wir uns gegenseitig schubsten und quiekten, zog die Spinne ihre Beinchen aus dem Harz und huschte in ihre Höhle.

»Wie spinnen sie eigentlich ihre Fäden?« fragte Nina.

»Wer – »sie«?«

»Na, die Spinnen.«

»Meiner Meinung nach . . . hm! Meiner Meinung nach aus Flaum. Fäden spinnen sie, Netze für Fliegen, und für die Jungspinnen machen sie Watte. . . Warum willst du das wissen?«

»Bloß so. Sieh mal, was für ein hauchdünner Faden das ist!« Nina fuhr mit dem Zeigefinger durch die Luft.



Zwischen zwei Halmen hing ein Spinnwebfädchen. Es schimmerte in der Sonne. Die biegsamen Halme spannten es wie eine Saite. Leise, verträumt sang die Spinne.

»Das ist sicherlich eine Antenne«, flüsterte ich. »Der Spinnenrundfunk.«

»Wollen wir mal hören, was er spielt.«

»Ja, hören wir mal!«

Ich hielt das Ohr daran, lauschte und sagte: » »Niiina . . . Niiina«, sendet er.«

Nina hielt das Ohr daran, lauschte und sagte: » »Ljooonja . . . Ljonja«, sendet er.«

Ich hielt das Ohr daran und sagte: » »Klimper . . . klimper . . . Nina, du klimperst!« sendet er.«

Nina hielt das Ohr daran und sagte: » »Nein, du klimperst!« Das sendet er.«

Beide zugleich hielten wir das Ohr daran, stießen mit der Stirn zusammen, und die Spinne – ritsch! – riß sich los.

»Ist das aber schade!« sagte Nina.

»Wirklich schade!« Ich seufzte.

Ohne es verabredet zu haben, standen wir auf und gingen hinter dem Spinnwebfädchen her. Es flog durch die Luft, wand und dehnte sich wie eine Saite. Voller Leben war es und fröhlich und zog in die Steppe. Hurtig liefen wir ihm nach.

»Schau nur – dort fliegt es an dem Unkrautgestrüpp vorüber!«

»Da – jetzt flüchtet es vor einer Schwalbe!«

»Siehst du, es kommt zum Weg zurück!«

Im Gefolge der Spinnwebe kehrten wir um, schlugen uns durch die Büsche zu der alten Chaussee durch und waren entschlossen, notfalls bis zu der weißen Stadt zu laufen, in der die weißen Häuser und weißen Kioske stehen und die Milizionäre weißes Koppelzeug tragen. Bis zu dieser Stadt wären wir gelaufen, aber der Wind wiegte die Spinnwebe, jagte sie zum Himmel hinauf, höher als die Telegrafenleitungen, höher als die Schwalben, ganz hoch hinauf – bis zu den molligen wattigen Wolken. Die Spinnwebe verschwand, verlor sich am Himmel.

Auf der Erde aber blieben die Masten mit den weißen Porzellantassen; zwischen ihnen spannten sich Drähte, die offenbar ebenfalls summten. Ich legte ein Ohr an einen schwarzen Mast.

»Hud-hud-hud!« brummte und blubberte er nervös; das erregte Dröhnen stieg aus der Erde auf, strömte durch das Holz und jagte durch die Drähte in die Ferne.

»He!« sagte ich zu den Masten. »Wovon brum-brum-brummelt ihr?«

»Ich me-me-me-me-elde«, sagte der Mast.

»Was denn, was denn?«

»Tu-tu-tu«, sagte der Mast.

»Ach!« Ich winkte ab. »Mit euch Holzklötzen soll sich einer unterhalten. Weiter nichts als Bu-bu-bu und Tu-tu-tu, und weiter nichts. He, Nina, komm nach Hause! Wir sind ziemlich weit fortgelaufen.«

Wir waren wirklich weit von zu Hause entfernt, ich bemerkte es erst jetzt. Hoch oben auf dem Berg standen wir, ringsum nichts als Himmel, und unten in der Tiefe kauerte eine kleine Kate, so klein und weiß wie ein Pilz; weder Fenster noch Türen waren zu erkennen, nur dunkle Tupfen sah man, einen Tupfen, noch einen und noch einen. Auf dem Hof stand ein Ausrufezeichen und winkte mir mit einem Mücken-ärmchen.

Himmel! Wahrscheinlich hatte man sich an Ljonka erinnert und rief ihn, während Ljonka mit dem Wind um die Wette lief.

»Nina, wir rennen, komm!«

»Ja, los!«

»Mal sehen, wer schneller rennt!«

»Mach schon!«

Du fliegst von dem Berg und hast das Gefühl, du sitzt auf Bakun. Hoch zu Roß sprengst du über Büsche und Gräben; die grünen Weidensträucher jagen auf dich zu, und die Kühle des Flusses netzt erfrischend dein Gesicht. Huch, da ist schon die Furt!

»Nina, kommst du morgen?«

»Ich weiß nicht.«

»Komm doch! Du siehst, ich bin hier allein.«

»Gut. Wenn Adam nichts zustößt, komme ich.«

»Mach's gut, Nina!«

»Mach's gut!«

»Ljonja, mit wem redest du?«

Mühsam hob ich den von der Sonne schweren Kopf. Auf der Brust und an den Ellenbogen war die Haut blaurot gequetscht. Offenbar hatte ich lange auf dem rauhen Stein gelegen. Jeder Buckel und jede Beule hatten sich an meinem Körper abgezeichnet. Von der Sonne und von dem langen Liegen war mir schwarz vor den Augen, und ich begriff zuerst nicht, wer vor mir stand und was er fragte. Ach, Mama! Sie stand vor dem Stein mit einem Eimer und einem Armvoll Wäsche. Sie wollte im fließenden Wasser Wäsche spülen.

»Nun sag schon, Ljonja, mit wem sprichst du hier?« fragte Mutter.

»Mit niemandem. Ich liege hier, und fertig. Mit wem sollte ich mich unterhalten, wo es doch in unserem Flecken keine Jungen gibt?«

»Armes Kind«, sagte Mutter betrübt, »liegt den ganzen Tag auf dem Stein, läßt sich braunbrennen und kann mit niemandem spielen. Daß du nur ja kein Eigenbrötler wirst!«

Sei nicht traurig, Mama, das brauchst du nicht! Obwohl ich hier mutterseelenallein gelegen habe und nirgendwohin gegangen bin, war ich schon in der weißen Grotte, habe eine Spinne gefangen und bin in der Steppe herumgestreunt, kurzum, ich habe mich ausgetobt und nach Herzenslust unterhalten.

Alles zieht fort

Habt ihr einmal gehört, wie ein gleichmäßiger, sanfter Regen kommt?

Du sitzt im Haus, Mutter hat das Fenster aufgemacht, von draußen weht Frische herein, und du lauschst. Irgendwo in der Ferne, in der unerforschten Welt, hebt ein Rauschen an. Das ist noch kein Rauschen, eher ein Flüstern der Erde, ein Rascheln von trockenem Gras und verwelktem Laub. Du lauschst – vielleicht hast du zu lange geschlafen, und dir brummt der Schädel? Nein, es naht wirklich ein gemächliches Rauschen, es zieht zu den Fenstern, rumort gleichmäßig, machtvoll, beruhigend in der Wand und duftet nach sanftem Regen und sanften Träumen. Dir fallen die Augen zu, und warme Geborgenheit umfängt dich.

Wie eingewiegt sitzt du, doch dein Gehör ist hellwach, du hörst das nasse Holz quellend knarren.

Das Gebrabbel vor den Fenstern verhallt, das Gelärm verzieht sich hinters Haus, und dich stupst etwas an die Schulter. He!

Du zuckst zusammen und siehst zum Fenster hinaus – es hat aufgehört zu regnen. Die Sonne scheint nicht, verbirgt sich noch hinter den Wolken. Der Himmel, rauchgrau, erhellt sich, rosig durchschimmert, und verbreitet kremfarbenes Licht, in dem die Regentropfen an den nassen Halmen glitzern.

Von den dahindämmernden Feldern weht ein linder Wind, von den Blättern fallen Tropfen und trommeln auf die Erde. Der Wind frischt auf; er ist anscheinend noch gar nicht richtig bei uns, nimmt erst Anlauf in der Steppe. Dort braut sich etwas zusammen. Dort flüchtet jemand oder verfolgt jemand einen anderen – ich weiß es nicht. Jedenfalls entfesselt sich dort unverkennbar eine Hetzjagd, ein wüstes Toben. Dicht über der Erde jagen und springen die behenden Flüchtlinge. Grau und zottelig setzen sie über die Gräben, bleiben einen Augenblick stehen, um zu verschnaufen, und preschen wie der Wind weiter. Hinter ihnen her jagen ebensolche zotteligen Knäuel. Miteinander laufen sie übers Feld, in einer ganzen Herde, laufen bis zum Dorf und verstecken sich



verängstigt in den Gärten, Sträuchern und Gräben. Sind es Hasen? Oder Wölfe?

Ein Knäuel löst sich aus der Herde und rollt blitzschnell schräg auf uns zu. Wie ein Hase purzelt es auf unseren Hof, schlüpft unters Stroh und verhält sich dort mucksmäuschenstill.

Mit zwei, drei Sätzen bin ich aus dem Haus und laufe zu dem Stroh. Es ist Schleierkraut!

Zu einem Knäuel zusammengerollt, kauert es dort und bibbert anscheinend immer noch vom Regen.

Das waren die Hasen.

Nasses Schleierkraut hatte der Wind vom Feld gefegt.

Diesmal wurde ich traurig.

Ebenso wie dieses Schleierkraut waren wir nämlich erst gestern gerannt. Von allen Seiten kamen die Kinder zu Großmutter Sirocha gelaufen. Auf dem Hof stand ein Lastauto, wimmelte es von Menschen, erdröhnten feierlich Messinggongs und stellten mehrere Männer einen Sarg auf einen Wagen. Der Sarg war länger als der Wagenkasten. Als sie ihn vorn anhoben, sah ich Adam. Er lag und blickte streng zum Himmel hinauf. Er war gestorben, weil er nicht mehr atmen, lachen und

sprechen konnte. Bis zum letzten Tropfen war seine Lebenskraft verbrannt. Es ging von ihm schon ein Duft nach Erde aus, und er zog nun dorthin, von wo es keine Wiederkehr gibt.

Am Sarg weinte, blind vor Tränen, eine Frau, wehklagte Großmutter Sirocha und schluchzten die Frauen aus unserem Flecken. Ich selbst hatte, als die Messinggongs hallten, das Gefühl, ich müsse innerlich verbrennen; ich verspürte ein Würgen in der Kehle, an dem ich zu ersticken glaubte.

Adam wurde vorm Dorf beerdigt. Dort ist ein kleiner lichter Ulmenhain.

Ich weiß nicht, ob Störche auf Ulmen nisten. Ich glaube – ja. Sie lieben gute Menschen. Solche, die mit Kräutern Vögel heilen oder melodisch klappernde Mühlen bauen.

»Nina«, sagte ich endlich, »dein Boot geht unter! Siehst du?«

»Stimmt.« Sie nickte.

Mir fiel auf, daß Nina verschwollene Augen hatte und so schweigsam war wie sonst nie. Wir saßen eine Stunde beisammen und noch eine Stunde, ohne ein Wort zu sagen. Nina blickte aufs Wasser, und sacht bewegte der Wind die schwarze Schleife in ihrem Haar.

Adam war nicht mehr. Worüber hätten wir reden sollen?

Wolken trübten den Tag, unaufhörlich zogen am Himmel Schatten dahin. Die Wipfel der Bäume fingen schon an zu vergilben, und in dem kalten durchsichtigen Wasser spiegelte sich der Purpur des Herbstes. Einige gelbe Blätter blieben an dem Ruder hängen. Ich betrachtete das Boot aufmerksamer und bemerkte erst jetzt: Es bekam Schlagseite nach Steuerbord. Das einst so schöne, helle Birkenbastholz war dunkel geworden (mit Tafeln aus Birkenbastholz waren die Bordwände verschalt), die Planken hatten sich stellenweise geworfen, und zwischen ihnen sickerte ziemlich viel Wasser in das Boot. Der Bug neigte sich schon, Ninas Füße waren längst naß, und ihre weißen Sandaletten füllten sich mit Wasser.

»Hör mal, Nina, es ist nicht mehr seetüchtig, dein Boot.«

»Halb so schlimm, es geht auch so.«

»Ich verstehe nicht. Wie denn?«

»Ohne Boot.«

Ich konnte mir Nina nicht ohne ihr Schiffchen vorstellen. Wie will sie sonst hierherkommen? Für mich würde Nina immer in einem Boot rudern, segeln, schweben – aus den puscheligen Wolken zur Erde hernieder, über die stillen Wiesen zum Fluß und auf dem Fluß zu unserer Furt.

»Nina, ich baue dir ein Boot.«

»Kannst du das?« Sie sah mich an, und ein bitteres Lächeln spielte um ihren Mund.

»Ich versuche es.«

»Und woraus willst du eins bauen?«

Wahrhaftig, was für ein Material sollte ich verwenden? Ich setzte mich hin und überlegte. Einen Baumstamm aushöhlen, um daraus ein Boot, einen Einbaum, zu bauen – das würde ich nicht schaffen, und es wäre auch nicht das Richtige; denn unser Fluß ist ziemlich flach. Eine Meerenge gibt es nämlich nur in meiner Phantasie; in Wirklichkeit ist es hier, zwischen den Steinen, wo Bakun steckengeblieben war, schon für meinen Fuß ziemlich eng. Man müßte also etwas anderes finden, etwas Leichtes, Schwimmfähiges, aus dem sich gut ein zuverlässiges schnittiges Boot schnitzen läßt.

Da fiel mir etwas ein. Ich habe so ein Material! Ich kann ein Boot bauen!

Gestern war Großmutter Sirocha zu uns gekommen. Unter der Ulme hatte sie gestanden, abgemagert und verhärtet, und mich mit einer Handbewegung zu sich herangewinkt.

»Komm mal her!«

Wie immer trippelte sie geschwind, ohne sich umzusehen, nur war sie vom Kummer noch mehr gebeugt. Als ich zu ihr in die Kate kam, roch es darin noch – ja, wie soll ich es euch sagen – nach Kerzen und Wachs. Nach Sterben. Auf den Wangen der Großmutter hatten sich tiefe, dunkle Furchen eingegraben, ebensolche Furchen lagen auch unter ihren Augen; sie anzusehen ging mir durch und durch. Allem Anschein nach wollte sie gerade wieder zu Adam gehen.

»Hier«, sagte die Großmutter vergrämt, »ist für ihn ein Päckchen

gekommen. Heute. . .« Bei diesem »Heute« fingen ihre Wangen an zu zucken. Drei Tage schon in der Erde, bekam er weder Briefe noch Päckchen, nicht einmal Tau vom Himmel. Hastig drückte sie mir ein Sperrholzkästchen in die Hand. »Nimm es! Wahrscheinlich hat er das für dich bestellt.«

Ich begriff im ersten Augenblick nicht, wer das für mich bestellt hatte, nahm das Kästchen an mich und trollte mich. Das Kästchen war schon geöffnet, und als ich zu Hause darin kramte, entnahm ich ihm folgendes: sowohl grüne als auch reife Tannenzapfen; dickbäuchige Eicheln, die aussahen wie braungebrannte Männchen mit Baskenmützen. Außerdem holte ich ein dickes Stück Kiefernrinde heraus, einen graugrünen Fichtenzweig, eine große graue Feder von einem Kranich oder Storch und noch eine ganze Handvoll aller möglichen Kleinigkeiten.

All das breitete ich auf dem Tisch aus und musterte verwundert jedes Ding einzeln. Wozu sollte das gut sein? Weshalb hatte Adam es bestellt? Und wer hatte es geschickt, woher? Da fiel mir ein: der Absender! Ich sah nach dem Absender. Aber auf dem Deckel des Päckchens war anstelle eines Absenders mit Kopierstift ein Strichmann gemalt.

Dieses Männchen grüßt jemand. Aber wen?

Ich konnte das Geheimnis dieses Päckchens nicht enträtseln.

Vielleicht hätte ich nie erfahren, wer er war, dieser Mensch, der eine Kranichfeder und einen Fichtenzweig in unser Dorf geschickt hatte. Niemals hätte ich es erfahren, wäre Nina nicht gewesen.

Als ich zu ihr gesagt hatte, ich würde ihr ein Boot bauen, hatte ich mich an die Kiefernrinde erinnert und war wie der Wind nach Hause gerannt. Dort hatte ich das Kästchen mit all den Habseligkeiten ergriffen, ein Messer geholt sowie alles mögliche zusammengesucht, was mir bei meiner Arbeit von Nutzen sein konnte, und war wieder zum Fluß gelaufen. Ich dachte mir: Während ich das Boot schnitze, kann Nina das Päckchen auspacken und mit den Sachen spielen. Das macht doch Spaß.

Kaum aber war ich auf dem Stein angelangt, da sah mich Nina an und wurde blaß.

»Das Päckchen ist also angekommen? Wann ist es gekommen?«

Sie sprang so hastig auf, daß das Boot ins Schaukeln geriet, sprang ans Ufer und eilte, vor Erregung sogar mit Tränen in den Augen, zu dem Kästchen.

»Sieh nur, alles, alles hat er geschickt! Alles, was wir brauchen«, flüsterte sie und legte die Zapfen, die Eicheln und die trockenen Zweige in ihren Schoß.

»Wer hat das geschickt? Kennst du ihn?« fragte ich bestürzt. Großmutter Sirocha meinte, Adam hätte es wahrscheinlich für mich kommen lassen. Nun stellte sich heraus, das Päckchen war für Nina, und sie hatte es voller Ungeduld erwartet.

Inzwischen steckte Nina die Hand tief in das Kästchen hinein und fand auf dem Boden unter trockenem Moos ein Stück Papier.

»Da ist er. Ein kleiner Brief!« Sie zog einen zusammengelegten Briefbogen heraus, entfaltete ihn zitternd und überflog ihn mit einem Blick.

»Lies doch, lies vor!« bat ich.

»Es sind nur ein paar Worte. Auch über dich. Da...« Nina gab mir den Brief.

Ich las:

»Lieber Adam!

Ich kann und will Dich nicht trösten. Du bist ein tapferer Mensch. Ich freue mich, daß Dir in Deinen letzten Tagen treue Freunde zur Seite stehen. Für sie schicke ich, worum Du gebeten hast. Damit es in der Steppe nach dem Polesje und seinen Kiefern duftet. Grüße die beiden, den Kapitän Leand und Nina.

Dein Ols.«

Hinter diesem »Dein Ols« war ebenso wie auf dem Kastendeckel ein Strichmann gemalt, der grüßend den Hut schwenkte.

»Nina, wer ist dieser Ols?« fragte ich.

Wie verzaubert nahm Nina nacheinander die winzigen rötlichen Zweige, die Birkenfruchtkätzchen, die getrockneten Blätter, die Nußschalen in die Hand, betrachtete alles eingehend, schnupperte daran und legte es wieder in ihren Schoß. Ich fragte noch einmal: »Nina, sag doch, wer ist er, dieser Ols?«

»Ebenso einer wie Adam. Sie haben zusammen studiert.«

»Und wo lebt er jetzt?«

»Er arbeitet an derselben Sache wie Adam. An der zweiten Sonne.«

»Ist das nicht unheimlich? Wird ihn die Sonne nicht ebenso verbrennen wie Adam?«

»Diese Menschen denken nicht an sich. Ich bin bei ihnen gewesen. Sie sagen: Es muß sein. Damit über unserer Erde noch eine Sonne aufgeht, muß es sein. Damit sie stärker als unsere scheint, muß es sein. . . Es muß sein, sagen sie.«

»Aber wieso muß es sein? Ist es jetzt etwa schlecht? Haben wir beide etwa zuwenig Sonne, zuwenig Gras auf den Wiesen, zuwenig Grillen, Schmetterlinge und Löwenzahnblüten? Wozu muß man noch eine Sonne erfinden?«

Ninas Lippen preßten sich kalt aufeinander, als wäre in ihnen dieses »Es muß sein« erstarrt, und ich verstand, sie würde dazu nichts mehr sagen.

Eine Zeitlang saßen wir stumm nebeneinander, bis ich das Schweigen brach.

»Gut, ich baue dir ein Boot, Nina.«

»Aus der Kiefernrinde?«

»Natürlich.«

»Das ist wunderbar. So ein Boot wünsche ich mir sehr, wünsche ich mir schon lange. Genau so eins, aus Kiefernrinde. So eins ist am schönsten. Es sieht gut aus, ist leicht und geht nie unter. Adam hat mir so eins bauen wollen, aber – er ist nicht mehr dazu gekommen.« Nina ließ den Kopf sinken.

Ihre Knie zitterten. Die schmalen weißen Sandaletten quollen im Wasser auf, und vorn lugten die großen Zehen heraus. Es wird Herbst, sie friert! durchfuhr es mich schmerzlich.

Ich ergriff das Stück Kiefernrinde. Ols hatte ein ziemlich großes Stück geschickt, offenbar von einem alten Stamm. Die Rinde bestand wie eine Torte aus mehreren Schichten. Die reinste Schokoladentorte mit weißen zuckrigen Zwischenschichten. Richtig zum Anbeißen. Ichleckte sogar daran; sie schmeckte herb und duftete nach Harz.

Ich sah: Den Kopf auf die kleinen Fäuste gestützt, verfolgte Nina aufmerksam meine Anstrengungen und lächelte verstohlen. Wahrscheinlich dachte sie: Ist das ein ulkiger Kerl!

Ich drehte die Kiefern-»Piroge« in den Händen hin und her und überlegte, wie ich sie zurechtschnitzen mußte, damit sie sich in einen Schiffsrumpf verwandelte. Als erstes, dachte ich mir, werde ich das Rindenstück vorn und hinten so ausschneiden, daß sich allmählich Bug, Bordwände und Heck herauschälen. Dann werde ich es innen aushöhlen.

Ich ergriff das Messer, es war scharf und nicht schartig; rötliche Krümel rieselten zu Boden, Hobelspäne kräuselten sich. Die Arbeit flutschte; der Bootsrumpf streckte und verjüngte sich bereits nach vorn und hinten; allerdings sah er noch plump und schwerfällig aus. Aber man konnte schon erkennen: Das wird kein Firlefanz, sondern etwas Brauchbares. Nur eins war schlecht: Ging man mit dem Messer zu leichtfertig um, löste sich die obere Schicht und blätterte ab. Kiefernrinde ist nämlich schlecht zusammengeklebt, wißt ihr. Aber das war halb so schlimm, ich stellte mich rasch darauf ein, und die Arbeit kam voran, wie es sich gehört.

Nina saß in Gedanken versunken und schaute still meinem Schnitzen zu. Sie schwieg, hielt beinahe den Atem an. Das rechnete ich ihr ganz besonders hoch an. Wißt ihr, wenn anstelle von Nina ein anderer bei mir gewesen wäre, hätte der sofort angefangen: Du schneidest nicht richtig, du hobelst nicht richtig, so und so muß man das machen, nicht so. Kurzum, jeder andere würde dir wie ein Besserwisser so dazwischenreden, daß dir unbedingt etwas mißlingen mußte. Dann würde er erst recht trompeten: Ich hab's doch gesagt! Ich hab's doch gesagt!

Nina war ein ganz anderer Mensch. Seht nur – sie stützte den Kopf auf ihre kleinen Fäuste, still und nachdenklich war ihr Gesicht, und in ihren Augen spiegelte sich geduldiges Warten. Über sie hinweg zogen bald Sonnenstrahlen, bald Wolkenschatten.

»Sieh mal!« sagte ich zu Nina, »Die ›Santa Maria‹ ist eingelaufen! Sie geht vor Anker!«

Aufs Wasser war ein gelbes Weidenblatt gefallen. Länglich, glänzend, mit stolz erhobenem, geschwungenem Achtersteven, ähnelte es der Karavelle »Santa Maria« von Kolumbus, die ich in einem Buch gesehen hatte. Das Blatt lag unbeweglich. Auf einmal kam Wind auf, das Wasser kräuselte sich, und das Schiff trieb aufs Land zu. Es machte schnelle Fahrt und wendete den Bug bald hierhin, bald dorthin, als suchte es, wo es am besten anlegen könne.

»Ljonja«, sagte Nina, »vielleicht kann mein Schiffchen auch einen hohen Steven bekommen?«

»Das geht. Ich mache so einen. Hier!« Ich zeigte ihr das fast fertige Schiff.

Soeben vom Stapel gelaufen, dunkelrot getönt und nach Harz duftend, lag es auf meiner Hand; die kräftigen Bordwände, die sich nach unten verjüngten, waren sorgfältig geglättet, und majestätisch erhob sich das Vorschiff.

»Oi!« sagte Nina leise, und ihre Augen blitzten. »Wirklich wie die »Santa Maria!«

Es blieb nicht mehr viel zu tun, das Schiffsinnere mußte ausgestemmt werden. Ich hatte ein spitzes Messer, und damit fuhr ich ringsum an der Bordwand, an Heck und Bug entlang. Dann brauchte ich nur noch unter die Kiefernscuppen zu fahren, sie flogen wie von selber ab.

Der Boden des Schiffes wurde allmählich tiefer, sein Laderaum erweiterte sich, und ich überlegte mir, wo ich eine Bank und wo ich die Dollen für die Ruder schneiden sollte. Ich schälte die Rinde ab, pustete die Feilspäne heraus, und Nina lächelte verstohlen, als sie mir von der Seite zusah.

»Was hast du, Nina?«

»Nichts weiter. Dir ist ein Heldenschnurrbart gewachsen!«

»Wieso, was für einer?«

»Ein roter Schnurrbart. Wie einem Seeräuber.«

Ich pustete den Schnurrbart fort, schüttelte die Schokoladenkrümel ab, die mir auf Hemd und Hose gefallen waren, und hob das Schiff in der Hand hoch.

»Fertig!« sagte ich. »Jetzt schnitze ich noch Ruder.«

Schon lag unser Boot im Wasser. Es schlingerte ganz sacht. Hell glänzten in der Sonne die beiden Kiefernrunder. Von den roten Bordwänden fiel ein purpurner Schatten, der sich auf den Wellen wiegte. Auch Nina schaukelte ein wenig. Über ihr Gesicht floß ein roter Widerschein. Als sie in dem Schiffchen stand, sah sie gar nicht mehr wie ein Mädchen aus, das traurig am Ufer gesessen hatte. Seht nur – eine Möwe! Ihr Blick, ihr Körper – sie beugt sich vor, bereit, sich sogleich flügelschlagend in die Lüfte zu schwingen. Ihr Haar löste sich flatternd im Wind, und ihr weißes Kleidchen flatterte.

Ich sagte: »Nina, warte! Und ein Segel? Ich habe ein Stück Segeltuch – so warte doch!«

Ich stellte in dem Boot einen hohen Mast auf, befestigte das Segel mit Bindfaden und Kleister; der Wind blähte mein Segel, knatterte ungeduldig damit und lenkte das Schiff in die reißende Strömung.

»Ljonja, setz dich!« rief Nina. »Wir fahren zu zweit!«

»Wie? Ich soll mich setzen?«

»Was sonst?«

Das war kein gewöhnliches Boot, es war Ninas Boot. Ich hatte es aus der Kiefernrinde geschnitzt, die uns von dem geheimnisvollen Ols geschickt worden war, von dem Mann, der grüßend den Hut schwenkte.

Das Boot trieb in meine Meerenge, und ich sprang gerade noch rechtzeitig hinein. Wir wurden in die sprühende Gischt, in die reißende Strömung gerissen, und das Wasser toste. Ich legte mich in die Riemen und stemmte mich mit der Brust gegen das rechte Ruder.

»Festhalten!« rief ich Nina zu und schwenkte unser Segel so herum, daß es nicht an dem spitzen Riff hängenblieb. Aufs neue toste und schütterte es, und ich wurde mit Gischt besprüht; dann glitten wir ins ruhige breite Fahrwasser und fuhren weiter mit dem Strom.

Klitschnaß saßen wir nebeneinander unter dem Segel und betrachteten die Ufer. Die Ufer aber sind bei uns so: Bald ausgewaschene Höhlen, in denen sich Wurzelstöcke, schwarz und knotig wie Meereskraken, miteinander verflechten; dann wieder mit Muscheln besäte Sandbänke oder vorspringende steile Tonwände mit unzähligen kleinen

Höhlen, in denen Schwärme von Uferschwalben nisten. Sie jagten jetzt mit Geschrei über die Flußau.

Wir fuhren unter den Weidenkronen wie durch eine grüne Grotte; hier herrschte Dämmerung, nur stellenweise leuchteten oben sonnen-satte Trauben reifer Schneeballsträucher. Ich saß an den Rudern und suchte uns einen Weg. Plötzlich tippte mir Nina auf die Schulter. Ich drehte mich um. Traurig schwamm hinter uns Ninas alter Kahn. Er hatte wahrscheinlich nicht allein an der Furt zurückbleiben wollen. Halb unter Wasser, kam er schwerfällig hinter uns her.

»Es fährt jemand darin«, sagte Nina.

»Wer? Ich sehe niemand.«

»Schau nur, am Heck!«

O doch – wahrhaftig! Achtern saß eine gelbe pfeilförmige Libelle. Wie ein Doppeldecker, der auf einem kleinen Flugzeugträger not-gelandet ist. Vielleicht hat er eine Panne, und Ninas alter Kahn bringt ihn zum nächsten Flugplatz?

In einer Biegung stieß der alte lecke Kahn ans Ufer. Durch diesen Aufprall flog die Libelle davon. Im Fliegen erinnerte sie noch mehr an ein Miniaturflugzeug, und es fiel nicht schwer, den Piloten zu erkennen, der uns mit seinem Helm aus der Kabine zuwinkte. Wir nahmen Abschied von ihm.

Bald darauf lag auch unser Schiffchen fest. Was war die Ursache? Das aufgewühlte Wasser kochte, und Schaum spülte übers Deck, aber das Boot rührte sich nicht von der Stelle, irgendwas versperrte ihm den Weg. Ganz unten, in der Tiefe, brodelte es. Unser kleines Segel zitterte und bebte, als wäre es lebendig, konnte uns aber nicht weiterhelfen. Nina und ich sahen uns verständnislos an. Ich beugte mich über die Bordwand und entdeckte: Dort, wo sich der Schaum staute, lag etwas im Wasser, das wie ein geflochtener Korb aussah.

»Aha!« rief ich aus. »Ich verstehe!«

»Was ist dort?« fragte Nina.

»Eine Reuse! Hlypas Reuse ist das. Weißt du, was im Dorf gemunkelt wird? Hlypa öffnet nachts das Wehr am oberen Teich und läßt das Wasser und die Karpfen in den Fluß ablaufen – die Karpfen, die der

Kolchos züchtet. Hier holt sich der schlaue Fuchs die Fische raus, pudweise.«

»Man sieht ja auch, daß hier Wasser abgelassen worden ist«, sagte Nina.

Sah man genauer hin, erkannte man wirklich: Das Wasser im Fluß war vor kurzem gestiegen; es hatte die kleinen Inseln mit Schlick überschwemmt, das Gras gekämmt und die Äste mit Moos behängt. Interessant, dachte ich, was sich wohl in Hlypas Reuse gefangen hat?

Ich ergriff eine Stange und stocherte im Fluß, wo das Wasser blasig gluckste. Ich stocherte, aber die Stange stieß auf Widerstand, unter ihr zappelte etwas. Plötzlich schlug etwas gegen die Stange – wie Holz! Es schäumte, Fische zappelten, schlugen mit ihren Schwänzen das Wasser. Ein Riesenkarpfen tobte peitschend so herum, daß er ans Ufer flog, er schnappte mit dem Maul, und schon schoß er wieder auf den Grund.

»Sind das aber viele Fische!« sagte ich. »Das Wasser kocht. Ich wollte mit der Stange den Grund erreichen, aber sie kommt nicht durch.«

»Was sollen wir machen? Das ist doch Diebstahl! Ob wir jemand holen?«

»Weshalb? Wir denken uns selber etwas aus. Weißt du, Nina, dieser Hlypa verschließt die Reuse mit einem Strohpropfen. Ich werde das Stroh rausnehmen, dann können die Fische fortschwimmen in die unteren Teiche!«

»Ja, mach das! Aber beeil dich!«

Ich stieg in den Fluß, er war hier tief, und meine Füße versanken bis zum Knie im Morast. Mit einem Ohr auf dem Wasser, tastete ich mit der Hand nach der versenkten Reuse, nach ihrer Öffnung und zog ein ganzes Bund Stroh heraus. Kaum hatte ich es herausgezogen, da fühlte ich: Es kitzelte! Es zappelte! Zwischen meinen Beinen hindurch schwammen die Fische.

»Da, da sind sie!« rief ich lachend. »Im Schwarm schwimmen sie! In die Freiheit!«

Die feinsten Karpfen schwammen gemächlich mit der Strömung und zogen eine Welle hinter sich her. Lässig und würdevoll schwenkten sie ihre Schwanzflossen, und die Schuppen an ihren Seiten gleißten wie

Gold. Die Fische fürchteten sich gar nicht vor uns und schwammen ganz dicht am Ufer entlang. Lange begleiteten wir die Karpfen. Auf einmal wieder ein Hindernis! Ebenso wie vorhin brodelte und schäumte das Wasser. Wie sich herausstellte, hatte der vorsorgliche Hlypa sicherheitshalber noch eine Reuse aufgestellt. Auch hier zog ich den Pfropfen, ein Bund fauliges Stroh, heraus. Nun war der Weg vom oberen zum unteren Teich frei.

»Und die Reusen?« fragte Nina. »Hlypa wird sie wieder aufstellen und aufs neue Karpfen herausholen.«

Hm, die Reusen. Was tun mit ihnen?

»Nina«, sagte ich. »Es wird schon Abend. Wir beide sind durchnäßt und durchfrozen. Sieh nur, du hast Gänsehaut an den Armen. Komm, wir zünden ein Feuer an!«

»Oh, das ist schön!«

Im dichten Gebüsch am Fluß sammelten wir verdorrte Unkrautstengel und trockene Zweige. Während Nina alles für das Feuer vorbereitete, holte ich Hlypas Reusen. Sie waren im Wasser arg aufgeweicht, sogar schwarz geworden und rochen hundert Meter weit nach Schlamm und Fischschuppen. Diese sehr schweren Körbe stellte ich übereinander, so daß sie eine Art Hütte bildeten und darunter zugleich Platz für das Feuer blieb.

Als die Flammen emporloderten, bot sich uns ein grandioses Bild: Die Reusen rauchten! Warmer ätzender Qualm schlängelte sich zwischen dem Flechtwerk hindurch und ballte sich, himmelwärts steigend, zu einer Säule.

»Sieh nur!« sagte Nina. »Als ob eine Jurte raucht. Wir beide sind Eskimos und essen Bärenfleisch.«

»Klarer Fall.« Ich kniff die Augen halb zu. »Eskimos sind wir und sitzen klitschnaß im Schnee.«

Ob nun die Dunkelheit durch das Feuer noch dunkler wirkte oder ob wir nicht bemerkt hatten, wie sie hereinbrach – Nacht umgab uns, und schwarze Sträucher umstanden uns, unter denen die Feuchte des Flusses hervorkroch. Wenn das Feuer die Finsternis vertrieb, dann nur für kurze Zeit – purpurner Schein übergieß das Segel, wir konnten den Mast

und das verschlafene Schiffchen am Ufer sehen. Über ihm funkelten die Sterne, blau wie Funken bengalischen Feuers.

Ich legte noch Reisig aufs Feuer, und die Flammen lohten hoch empor. Das rohe Weidengeflecht zischte und fauchte lange, bis es endlich Feuer fing, rote Flammen züngelten himmelwärts, und wie zwei Raketen sprühten die Reusen Funkengarben, so daß die ganze Wiese erhellt wurde.

Sah das schön aus!

Nina sprang auf, ihre Augen blitzten, und los ging's: Tram-ta-tam, tram-ta-tam! Mit den Zöpfen wippend, tanzte sie rings ums Feuer, klatschte in die Hände, und ich – hinter ihr her, als ob ich eine Schellentrommel schlug. Das Feuer knisterte, sprühte Funken. . . Hört ihr? Im Dschungel dröhnen Tamtams! Plötzlich war es Nacht.

Das Feuer schmolz, sank in sich zusammen. Im selben Augenblick wehte Kühle heran, atmete der Wald. Einsamkeit, herbstliche Stille.

Nacht stand zwischen uns. Ich hielt Nina an der Hand, sah sie aber nicht. Wir wurden kleinlaut, als wären wir ohne das Feuer verwaist. Hoch oben am Himmel flog mit einem Pfeiflaut ein einsamer Vogel.

»Herbst«, sagte Nina.

»Ja, es ist Herbst«, sagte ich. »Die Vögel brechen auf in den Süden.«

»Für mich wird es auch Zeit.«

Ich fühlte, wie sie sacht meine Hand drückte.

Im Herbst verließ Nina unsere Gegend.

Alles zieht im Herbst fort – die Blätter auf dem Fluß, die Wolken, die Spinnwebfädchen, die Vögel, die Schüler, die Kombines. Alles zieht fort, nimmt Abschied vom Sommer. Auch Nina nahm Abschied.

Wir beide trafen uns wie immer an der Furt. Sie saß in ihrem Boot, ich auf dem Stein. Übers Wasser glitten die Schatten im Keil fliegender Kraniche.

»In welche Klasse gehst du?« fragte Nina.

»In die dritte.«

»Also wirst du mich bald vergessen.«

Unsinn! dachte ich achselzuckend. Wozu so'n hohles Gerede?

»Ja, du wirst mich vergessen«, sagte Nina leise, aber mit fester Stimme.

»Ich habe schon viele Freunde gehabt; sobald sie groß werden, kaufen sie sich Motorräder, Kofferradios und Eintrittskarten für Fußballspiele. Komme ich sie besuchen, stieren sie mich trantutig an und erkennen mich nicht. ›Wer bist du?‹ fragen sie. – ›Nina‹, sage ich. – ›Kenne keine Nina‹. Dann helfe ich ihrem Gedächtnis nach und sage: ›Weißt du noch, wie wir in der Steppe den Spinnenrundfunk gehört haben?‹ – ›Pah, so was Albernes, Spinnenrundfunk! Verschwinde, Mädchen, hau ab und sülze uns nicht die Ohren voll!‹«

Wer weiß, von wem Nina das erzählte. Ich stellte mir dabei jedenfalls lebhaft Hlypa vor, wie er trantutig neben seinem Grammophon blinzelt; wenn er nämlich ziemlich betrunken ist, spielt er immer ein und dieselbe Platte:

Ach, Dunja, Dunja-ja,
Dunja, du mein süßes Beerchen. . .

»Nicht alle sind so«, maulte ich gekränkt. »Adam hat dich nicht vergessen. Oft hat er von dir gesprochen.«

»Adam. . .« Nina sprach diesen Namen mit besonderer Wärme. »Adam war ein Kind. Ein großes Kind. Er hat sein silbernes Männlein, seine schwarze Hexe und seinen Leuchtpilz gehabt. Dieses Laternchen hat er mir geschenkt, du hast es gesehen.«

»Ach, Adam hat es dir geschenkt?« Erst jetzt erfuhr ich, woher der Pilz stammte, der in der Höhle wie ein Mond geschienen hatte.

Ich kramte in der Hosentasche und zog meine Schätze heraus. Bis zu den Knien watete ich durchs Wasser zu ihrem Boot.

»Nina, hier hast du zwei Feuersteine! Die schönsten. Der eine ist hell, der andere purpurn getönt. Sie geben Feuer. Wenn's dich einmal gar zu sehr gruselt, nimm sie und schlag sie aneinander. Das genügt, und die Angst vergeht.«

»Das sind sehr schöne Steine.« Nina wickelte sie in ihr kleines Tuch. »Nun muß ich aufbrechen, Ljonja.«

Sie setzte sich in das Boot, tauchte die Ruder ins Wasser, und das leichte Segelboot aus Kiefernrinde glitt in die Strömung. Der ganze Fluß war mit gelben Blättern besät, so daß es einem vor den Augen



flimmerte; mitten in dem gelben Laub schwamm ihr friedliches Schiffchen. Über ihr schwebten Spinnwebfädchen, und noch höher segelten Keile fliegender Kraniche. Der Fluß wand sich stromabwärts und verschwand hinter einer graubraunen Landzunge. Das Boot entfernte sich, wurde kleiner und schwebte schließlich kaum noch erkennbar über dem Wasser. Schon sah ich nur noch das traurige Mädchen, wie es im Sonnenschein aufleuchtete, wie eine Kerze aufleuchtete.

Ich winkte ihr zu. »Leb wooohl, Nina!«

»...ooohl!« antwortete das Echo.

»Ich warte auf den nächsten Sommer. Hörst du?«

»Ja! Ich komme!«

Ich erhob mich auf die Zehenspitzen, aber das Segelboot schrumpfte zum lichten Schatten eines Kranichs. Plötzlich glaubte ich, es wäre wirklich ein Kranich! Seht nur, es schwingt sich aus dem Wasser empor, schwebt über der Erde dahin, steigt zum Himmel auf und schließt sich nach einer Runde einem Keil an, der sich rasch entfernt.

Ich bilde mir sogar ein, Nina zu erkennen.

Sie steuert ihr geflügeltes Schiffchen durch eine blaue Himmelsbucht, rudert zwischen den Wolken. Wie Felsen sehen die Wolken über ihr aus und ihr Segel wie eine weiße Feder. Klar, unbeschreiblich klar ist das Wasser, und es hat keinen Grund.

Nina ist in den Süden gezogen. Den Vögeln nach.

Bis heute weiß ich nicht, ob es dieses Mädchen gegeben oder ob es nur in meiner Phantasie gelebt hat.

Inhaltsverzeichnis

Das silberne Männlein	3
Die schwarze Hexe	13
Geflügelte Bäume	17
Adam	27
Nina	38
Hlypa und Bakun	47
Doktor Busko	58
Hinter dem Spinnweb	73
Alles zieht fort	84



PETER BECKER

Wie hilft man einem Zauberer

Illustrationen von Peter Becker
88 Seiten · Pappband mit Folie · 5,80 M
Best.-Nr. 6306048
Für Leser von 10 Jahren an

Eines Tages fallen dem Vater keine neuen Geschichten mehr ein, mit denen er seinen drei Kindern die Zeit verkürzen könnte. In seiner Not erinnert er sich an den Zauberer Bellardini, dessen Namen er als Kind oft las, den er aber nie zu sehen bekam. Er besucht den alten Magier, merkwürdige Dinge geschehen. Dem Vater wird geholfen, wie aber soll er dem Zauberer helfen, der mürrisch und allein in seiner Wohnung hockt und allem mißtraut?

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

SIBYLLE DURIAN

Primel schwindula

Illustrationen von Elke Bullert
96 Seiten · Pappband mit Folie · 4,80 M
Best.-Nr. 631 3088
Für Leser von 10 Jahren an

Susanne findet im Müllcontainer vorm Haus einen vertrockneten Primeltopf. Sie versucht ihn zu retten, aber die Primel reagiert weder auf Dünger noch auf Licht und Sonne. Erst allmählich kommt Susanne hinter das Geheimnis dieser ungewöhnlichen Blume : Sie gedeiht nur, wenn in ihrer Gegenwart geschwindelt, geflunkert, ein wenig gesponnen und erfunden wird. Als das Mädchen dann den Besitzer der Schwindelprimel kennenlernt, bekommt es eine Menge phantastischer Geschichten zu hören.

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN



1. Auflage 1982

© DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN – DDR 1982
(für diese Ausgabe)

© Verlag Wesselka, Kiew 1979

Lizenz-Nr. 304-270/29/82-(15)

Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97

LSV 7761

Für Leser von 9 Jahren an

Bestell-Nr. 631 504 0

DDR 5,4 0 M



BÜCHER

112/128

Wer hat noch nicht davon gehört, daß es einen Spinnenrundfunk gibt und daß in jeder Stube ein silbernes Männchen haust? Ljonka hat einen feinen Sinn und vernimmt das Klingen der Spinnweben und den Gesang der Wassertropfen. Eine Welt voller Geheimnisse und Wunder umgibt den Jungen. Doch er muß auch miterleben, wie der Grobian Hlypa dem alten Pferd Bakun ein Bein absägen will, weil es sich zwischen Steinen in der Furt verklemmt hat, muß erleben, daß sein großer Freund Adam stirbt und sein Staudamm im Fluß zerstört ist. Ein Glück, daß es Nina gibt – gibt es sie wirklich? –, die auf so viele Fragen eine Antwort weiß und im nächsten Sommer bestimmt wiederkommt.

Der Kinderbuchverlag Berlin